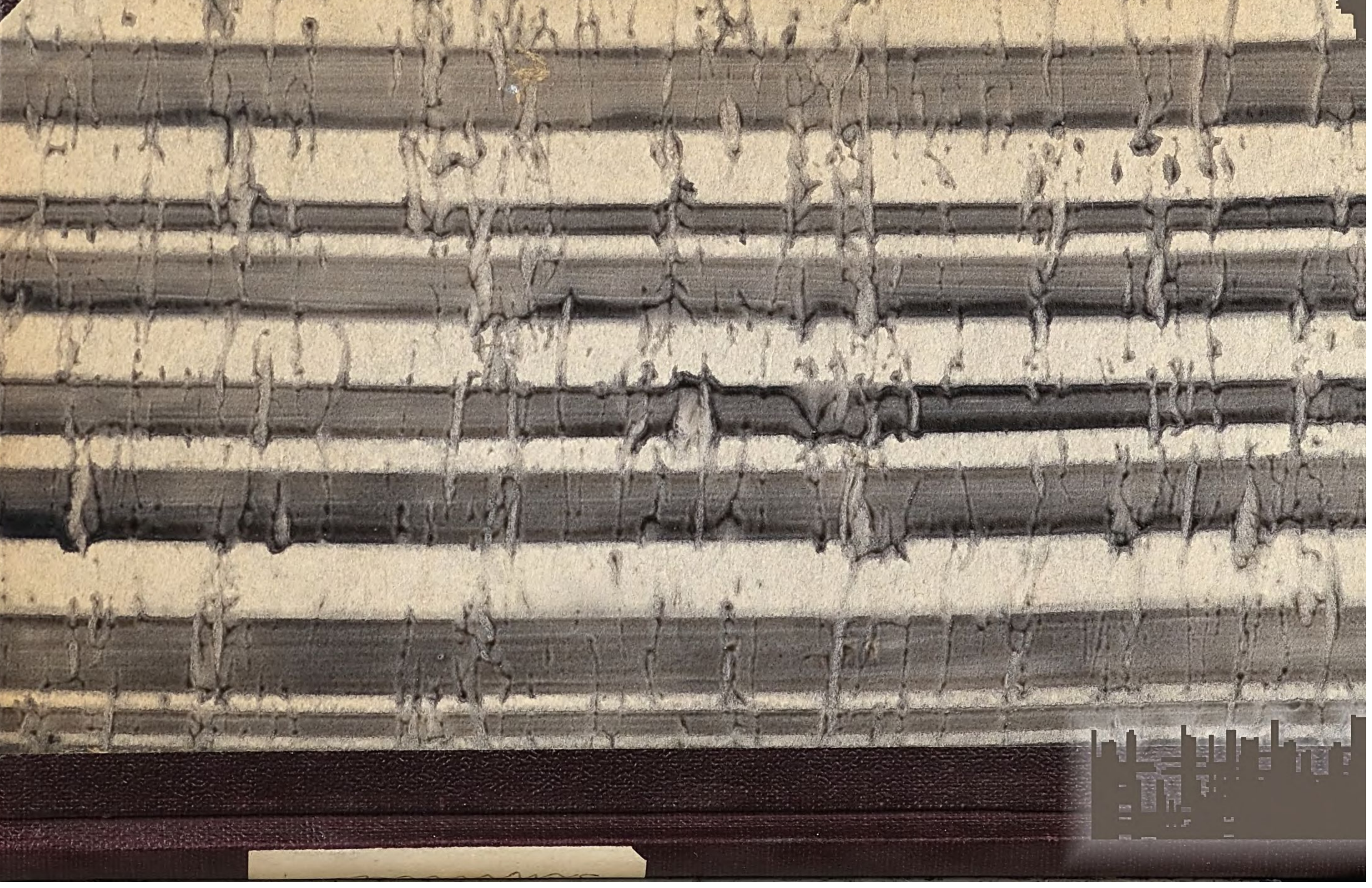


OTTO WOLF
BUCHBINDEREI
AUGSBURG

Schmid

2.60

Mathilde u. Wilhelmine.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Mathilde und Wilhelmine,

die

ungleichen Schwestern.

Erzählung

von dem

Verfasser der Claudine.

Neue illustrirte Originalausgabe.

Mit Titelbild und sechzehn Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1871.

Eigenthum u. Verlag von

Mathilde und Wilhelmine,

die

ungleichen Schwestern.

Erzählung

von dem

Verfasser der Ostereier.

[= Schmid, Christoph von]

Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1871.

STADTBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Vorrede.

Unter meinen Papieren, die ich wegen meines hohen Alters noch einmal zu durchsuchen für nöthig erachtete, fand ich diese vor Jahren verfaßte Erzählung, die sich auf eine wahre Begebenheit gründet.

Da ich seit dieser Zeit ähnliche Begeben=heiten erlebt habe, so schien es mir, es dürfte für die Jugend, ja für Eltern und Kinder nicht ganz unnütz sein, diese Erzählung durch den Druck bekannt zu machen.

Gott gebe, daß ich mich nicht täuschte, sondern daß diese Blätter Vielen zum Segen gereichen mögen!

Augsburg, im Jahre 1845.

Christoph von Schmid.

Erstes Kapitel.

Der Vater.

Herr von Reinhard war geheimer Rath des Fürsten und in der Residenz und dem ganzen Lande allgemein verehrt. Er verlor seine Gemahlin, eine überaus verständige, gute, sanfte Frau sehr bald. Sein einziges Kind, Mathilde, war bei dem Tode der Mutter kaum drei Jahre alt. Die erste Erziehung des Kindes, die dem Vater eine große Herzensangelegenheit war, vertraute er der Mutter seiner seligen Frau an. Alle freien Stunden, die er bei seinen überhäuften Geschäften erübrigen konnte, widmete er dem lieben Kinde. Doch fand er oft erst am späten Abende einige Augenblicke, sich mit der holden Kleinen zu unterhalten.

Er wohnte in der Vorstadt und hatte an seinem Hause einen schönen großen Garten. Er ging Abends, oft erst kurz vor Sonnenuntergang, in den Garten, um seine Augen, die den ganzen Tag über nur Schwarz auf Weiß sahen, an dem sanften Grün der Rasenplätze und Bäume zu erquicken, und, nachdem er den ganzen Tag nur Aktenstaub eingeschluckt hatte, wieder frische Luft zu athmen. Gewöhnlich nahm er die kleine Mathilde mit sich, und ergötzte sich an den kindlichen Fragen und Einfällen des zarten Mädchens.

Als einmal die Sonne besonders schön unterging, und die Wolken, die Gipfel der hohen Pappel-

bäume, die Thurmspitzen und die Kirchenfenster im Abendgolde glänzten, sagte die kleine Mathilde in ihrer kindlichen Einfalt: „Ei, wo nimmt doch der liebe Gott das viele, viele Gold her, Alles so schön zu vergolden! Er muß sehr reich sein.“ „Das ist Er,“ sprach der Vater, „und uns zu lieb hat Er Alles so schön gemacht. Alles, was wir am Himmel und auf Erden nur immer erblicken, kommt von Ihm.“ „O da ist Er doch recht gut und hat uns lieb,“ sagte das Kind. „Ich habe Ihn aber auch recht lieb.“

Eines Abends nach einem heißen Sommertage, da sich die Luft abgekühlt hatte, und es sehr angenehm war, hielt sich der Vater mit Mathilde etwas länger im Garten auf. Der Vollmond leuchtete ganz unvergleichlich schön. Die Kleine betrachtete ihn mit großem Wohlgefallen. „Der Mond ist wohl ganz von Silber?“ sagte sie. „Mein neues silbernes Trinkbecherlein, das ich von der Großmutter bekam, glänzt lange nicht so schön. O wie hell er scheint, so hell, daß die Bäume einen deutlichen Schatten werfen. Gott

ist doch recht freundlich, daß Er uns bei Nacht den Mond so schön und freundlich scheinen läßt." „Wohl," mein Kind," sprach der Vater, „danke aber auch dem lieben Gott, daß Er uns bei Nacht den Mond, und bei Tage die Sonne leuchten läßt."

Als der Vater nach mehreren Regentagen mit Mathilde wieder in den Garten ging, lief Mathilde freudig voraus, kehrte aber sogleich wieder erschrocken um, und rief: „O Vater! es ist ein Unglück geschehen; der Mond ist zerbrochen. Sieh doch einmal, er ist nur mehr halb." Der Vater lächelte und sagte: „Der Mond zerbricht nicht. Er ist immer ganz und vollkommen rund." Der Vater suchte dem Kinde begreiflich zu machen, daß der Mond seinen Glanz von der Sonne habe, und daß wir immer nur so viel von ihm sehen können, als von der Sonne beleuchtet wird. „Warte nur," sagte der Vater, „sein Licht wird jetzt wieder beständig zunehmen, bis er wieder ganz rund ist." Mathilde gab nun alle Abende fleißig Acht, wie der Mond immer zunehme, bis er endlich wieder voll und rund am Himmel stand. „Das ist

schön," sagte Mathilde, „daß der Mond bald halb, bald ganz ist! Wir haben so noch viel mehr Freude daran, als wenn er immer voll wäre." Der Vater sagte dem Kinde, wie richtig der Mond ab- und zunehme, und daß man schon auf viele Jahre hinein genau die Stunde und Minute berechnen könne, wann er voll und wann er im ersten oder letzten Viertel sein werde. „So richtig," sprach der Vater, „hat der liebe Gott den Lauf des Mondes, so wie auch der Sonne angeordnet." „Nun, nun" sagte Mathilde, „ich sehe schon, der liebe Gott hat Alles sehr gut eingerichtet. Er ist so weise als gütig."

An einem schönen heitern Abende, an dem sich der Mond gar nicht am Himmel befand, und Mathilde sich überall nach ihm umsah, sagte sie zum Vater: „Je, wo ist er denn hingekommen? Er wird doch nicht davon gelaufen sein?" „Er wird schon wieder kommen," sprach der Vater; „betrachte einstweilen die Sterne." Er führte Mathilde an eine Stelle im Garten, wo man den Abendstern sehen konnte. „O wie schön!" rief Mathilde

entzückt. „Einen schönern Stern habe ich noch nie gesehen.“ Sie konnte ihn kaum genug betrachten. Jetzt bemerkte sie aber, daß nach und nach an dem Himmel noch andere Sterne zum Vorschein kamen. Sie hatte darüber eine kindliche Freude, und bat den Vater, den Garten doch noch nicht zu verlassen, indem ja noch immer neue Sterne sich sehen ließen. Der Vater blieb aus väterlicher Liebe zu dem Kinde, bis der ganze Himmel weit und breit von unzähligen Sternen funkelte. „Aber,“ rief die Kleine, „wer zündet denn alle diese vielen, vielen Lichtlein an?“ — „Wie kannst du noch fragen!“ sprach der Vater. „Wer sonst, als der liebe Gott, obwohl wir Ihn nicht sehen.“ „Ei,“ sagte das Kind, „da muß er aber doch einen langen Arm haben.“ „In einem gewissen Sinne,“ sprach der Vater, „hast du wohl Recht, mein liebes Kind! Gottes Allmacht und Güte reichet weiter, als die Himmel sich erstrecken, und seine Barmherzigkeit geht über alle seine Werke.“

Eine Zeit her hatte der Vater so viele Arbeit, daß er erst spät in den Garten kommen konnte.

Mathilde bat daher die Großmutter, früher mit ihr dahin zu gehen. Wann endlich der lang erwartete Vater kam, sprang sie allemal ihm mit einem Blumenstrauße entgegen, den sie für ihn gepflückt hatte. „Nur Schade," sagte sie, „daß man die schönen Farben nicht mehr recht sehen kann. Es ist schon zu dunkel! Du glaubst nicht, lieber Vater, wie schön sie sind." „Ich weiß es," sprach der Vater. „In den Blumen zeigt Gott sich so weise, freundlich und gütig, als in den Sternen. Alle Geschöpfe sagen uns: Der Herr ist freundlich und gütig, und seine Güte währet ewig."

Mathilde stellte im nächsten Frühlinge dem geliebten Vater alle Tage einen Blumenstrauß auf seinen Schreibtisch, von den ersten Veilchen an, bis die Rosen in ihrer vollen Pracht blühten. „Der Vater," sagte sie, „hat ja nicht Zeit, die schönen Blumen in dem Garten zu betrachten; so sieht er aber doch wenigstens ein Müsterlein davon."

Wie der Vater an der Lernbegierde und den Fragen und Bemerkungen seines Kindes große Freude hatte, so machten die weisen Lehren des

geliebten Vaters, die er in lieblichen, klaren, dem kindlichen Alter angemessenen Worten vorzubringen wußte, auf die kleine Mathilde tiefen Eindruck. Sie blieben ihr unvergeßlich für's ganze Leben.

Die Großmutter, die schon seit der Geburt ihres Enkelchens in dem Hause wohnte, hatte eine ganz unbeschreibliche Freude an dem lieben Kinde. Die fromme Frau behandelte das Kind mit der äußersten Liebe und Zärtlichkeit, redete am liebsten mit ihm von Gott, von dem göttlichen Erlöser, von der heiligen Jungfrau, von den Engeln und Heiligen, und lehrte es kurze, schöne Reimgebete.

Wenn die kleine Mathilde ein solches Gebetchen gelernt hatte, eilte sie allemal zum Vater, und sagte es ihm mit gefalteten Händchen auf. „Schön, sehr schön," sagte dann der Vater; „daß du diese schönen Gebete so andächtig beten kannst, freut mich noch mehr, als alle die Veilchen und Rosen, die du mir je gebracht hast, mich gefreut haben."

Zweites Kapitel.

Die Nachbarin.

Eine reiche, angesehene Kaufmannswittwe, Frau Fein, zog in das nächste Haus, das sehr schön und groß war. Der Garten des Herrn von Reinhard lag zwischen den zwei Häusern. Sie kam herüber, der Frau Großmama einen Besuch zu machen, und sich in die neue Nachbarschaft zu empfehlen. Sie sagte unter Anderm, mit großem Vergnügen bemerke sie fast täglich die hochverehrte Frau Nachbarin mit deren liebenswürdigem Enkelchen in dem Garten; sie habe ein Töchterchen von eben dem Alter, und bitte sehr höflich, mit diesem Kinde zu Zeiten in den Garten kommen zu dürfen, nicht so fast, weil sie selbst keinen Garten habe, sondern ganz vorzüglich, weil sie und ihr liebes Kind nirgends eine bessere

Gesellschaft finden könnten. Die alte Frau erlaubte dieß mit tausend Freuden. Die beiden zarten Mädchen gewannen sich bald lieb, und spielten sehr vergnügt miteinander. Die zwei Frauen setzten

sich indessen auf eine Bank unter einem schattigen Baume, und wurden auch bald sehr vertraut. Die Großmutter fand in der Frau Nachbarin eine sehr verständige Frau von vieler Lebensart, die das Alter zu ehren wisse und sehr edle Gesinnungen habe.

Frau Fein kam nun mit ihrer kleinen Wilhelmine, so oft sie die Großmutter und Mathilden

in dem Garten erblickte, unverzüglich herüber. Immer brachte sie der kleinen Mathilde irgend ein kleines Geschenk, ein Spielzeug oder Zuckerwerk mit. Mathilde sprang ihr allemal schon von Weitem entgegen. Frau Fein nahm das Kind auf die Arme und küßte es. Sie selbst spielte mit den Kindern und gab ihnen allerlei Spiele an. Sie brach ihnen, mit Erlaubniß der Großmama, Früchte von den Bäumen, gab aber Mathilden immer zuerst davon. Mathilde schien zu ihr fast mehr Zuneigung zu zeigen, als zur Großmutter, worüber diese fast ein wenig eifersüchtig wurde.

Selbst der geheime Rath bemerkte mit Vergnügen, wie freundlich die Frau Nachbarin gegen sein Töchterchen sei. Er hörte einmal, da er wie gewöhnlich an seinem Arbeitstische saß, das Kind in dem Garten heftig schreien. Er trat an das Fenster. Das Kind war gefallen und Frau Fein sprang eilig herbei, hob das Kind auf, und wußte mit der zärtlichsten mütterlichen Liebe und Sorgsamkeit das Kind zu beruhigen, daß es wieder lächelte und mit seiner kleinen Gespielin freudig umher sprang.

Er bezeigte der Großmutter seine Zufriedenheit darüber. „Auch ich," sagte die Großmama, „bin sehr erfreut, daß ich an der Frau Nachbarin eine so gute Freundin, und daß Mathilde an Wilhelmine eine so artige Gespielin gefunden hat. Die artigen Kinderchen sind ein so hübsches Pärchen, daß sie wirklich Zwillinge sein könnten. Sie sind in einem Jahre, einem Monate, ja beinahe an eben demselben Monatstage geboren. Ich habe schon öfters gedacht — die zwei lieblichen Mädchen sollen noch zwei Schwesterchen werden. Ueberlegen Sie das einmal, Herr Sohn! Die Frau ist kaum seit einem Jahre Wittwe und noch in ihrem schönsten Alter; meine selige Tochter, wenn sie noch lebte, würde jetzt eben so alt sein. Die Frau Fein ist in der That auch eine sehr vernünftige Frau, und von so guter Lebensart, daß Sie dieselbe in jeder Gesellschaft aufführen können. Dazu war ihr Mann ein angesehener Kaufherr, und sie besitzt ein großes Vermögen. Sie, bester Herr Sohn, müssen jetzt, da seit dem Tode Ihrer seligen Frau, meiner lieben Tochter, bereits über zwei Jahre verflossen sind, doch einmal darauf denken, Sich

wieder zu vermählen. Ihr beschwerliches Hauswesen braucht eine beständige, sorgsame Aufsicht; ich aber bin bereits zu alt, die mancherlei Geschäfte zu leiten, und die Hausrechnung zu führen Auch bedarf Mathilde einer Mutter, denn ich werde dem lebhaften Kinde bald nicht mehr Meister. Kurz, Frau Fein wäre für Sie die angenehmste Frau, und für Mathilde die trefflichste Mutter! Ich bin überzeugt, wenn Sie ihr Anträge machen, so bekommen Sie keinen Korb."

Der geheime Rath ward nachdenkend und sagte: „Nun, von der Sache läßt sich noch einmal weiter reden; sie braucht Ueberlegung." Er kam nach einem Paar Tagen in den Garten, als eben die Großmutter und Frau Fein beisammen auf der grünen Bank am Springbrunnen saßen. Er hatte die Schwiegermutter über eine Hausangelegenheit zu fragen; vielleicht wollte er auch die Frau Fein sprechen und näher kennen lernen. Er ward sehr für sie eingenommen, kam noch ein paarmal in den Garten und sagte dann

zu seiner Schwiegermutter: „Ich habe nun die Sache überlegt — und meine Wahl ist getroffen.“ Die Heirath kam zu Stand, und die Hochzeit wurde, nach dem Wunsche der reichen Braut, mit großer Pracht gefeiert.

Drittes Kapitel.

Die Stiefmutter.

Der geheime Rath hatte mit Recht bemerkt, eine vorhabende Heirath brauche Ueberlegung. Allein ein so verständiger Mann er sonst war, so hatte er die Sache doch nicht genug überlegt. Die Frau Fein, nunmehr Frau geheime Räthin von Reinhard, war wohl sehr artig und weltklug, allein ein sehr eitles, herrschsüchtiges, jähzorniges Weib, ohne edleres Gefühl. Es war blos der Rang des geheimen Rathes, das Wörtchen von, und ihr Wunsch, in Gesellschaften zu glänzen, was sie auf den Gedanken brachte, eine Heirath mit dem Herrn von Reinhard einzuleiten. In dieser Absicht hatte sie das benachbarte Haus gemiethet, die Bekanntschaft der Großmutter gesucht, sich ihr mit so großer Ehrerbietung genähert, und auch der kleinen

Mathilde geschmeichelt. Als Frau vom Hause wußte sie bald, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Sie ließ alle Zimmer neu tapeziren, schaffte prächtigere Möbel, Spiegel, Uhren, Gemälde, Wolkenvorhänge an, hielt Kutsche und Pferde, gab große Tafeln, und jede Woche einmal fand sich eine zahlreiche Abendgesellschaft ein; sie veranstaltete Concerte, die meistens mit einem Tanze beschlossen wurden.

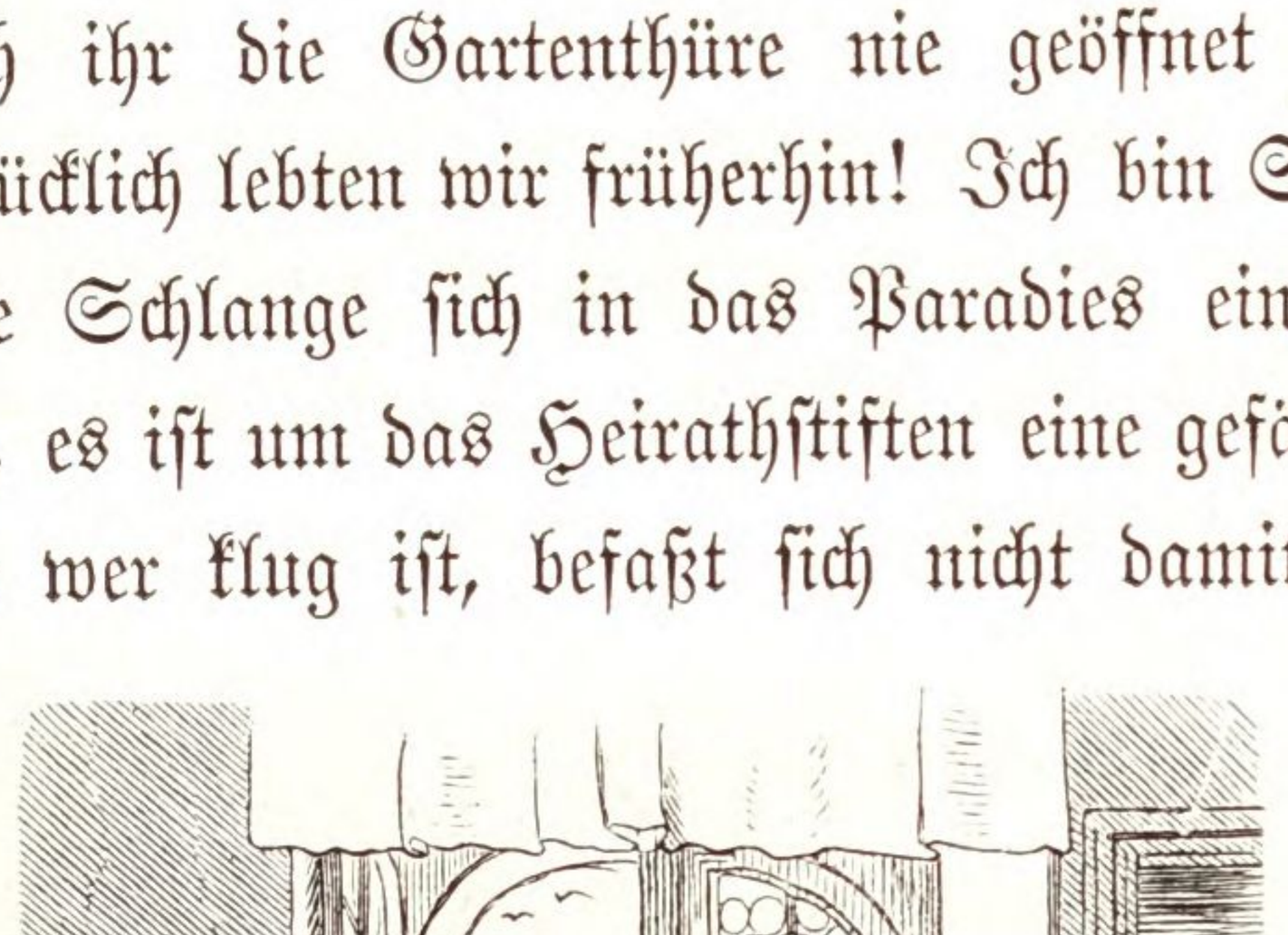
Im Garten wurde auch Alles geändert; sie ließ die schönsten fruchtbaren Bäume umhauen und an derselben Stelle ausländisches wildes Gebüsch pflanzen; auch ließ sie eine Einsiedelei bauen, in der sie nicht selten, die Woche zwei bis dreimal, ein Dutzend Damen mit Thee und Kaffee bewirthete. Der geheime Rath, der einmal hinein kam, weil die Frau Präsidentin die Gesellschaft mit einem Besuche beehrte, fand es etwas seltsam in der Ecke der sehr geräumigen Zelle einen angekleideten Klausner von Holz zu sehen, der auf einen kleinen Tischchen Wurzeln und Kräuter und einen irdenen Wasserkrug vor sich stehen hatte — und gleich dabei die große Tafel zu erblicken,

die mit Kuchen und Torten, silbernen Kaffeekannen und vergoldeten Porzellantassen, Burgunderflaschen und geschliffenen Gläsern beladen war.

Dem guten Herrn von Reinhard wollte dieses Alles gar nicht gefallen; er machte seiner Frau Gemahlin sehr bescheidene Vorstellungen dagegen. Allein sie sagte: „Laß mich gewähren, liebster Mann; ich bin ja reich und habe das Geld dazu. Was nützt das Geld im Kasten, wenn man keinen Gebrauch davon machte!“ Herr von Reinhard äußerte freilich, man könne von dem Gelde einen bessern Gebrauch machen. Allein um des Friedens willen ließ er es gut sein. Oft wenn sie auf sein Studirzimmer kam, und wieder irgend eine Lustbarkeit oder verschwenderische Ausgabe in Vorschlag brachte, gab er, nachdem er alle Einwendungen vergebens erschöpft hatte, endlich nach und sagte, nur um ihrer los und in seiner Arbeit nicht unterbrochen zu werden: „So sei's denn! Thue, was du willst.“

Die alte Großmama zog sich in das abgelegene kleine Zimmerchen zurück, das die junge Frau ihr

noch gelassen hatte. Sie sagte oft mit bittern Thränen: „So, wie in dieser listigen Betrügerin, habe ich mich noch in keinem Menschen geirrt. Ach, daß ich ihr die Gartenthüre nie geöffnet hätte! Wie glücklich lebten wir früherhin! Ich bin Schuld, daß die Schlange sich in das Paradies einschlich. Ja, ja, es ist um das Heirathstiften eine gefährliche Sache; wer klug ist, befaßt sich nicht damit."



Die gute Frau Großmutter wurde kränklich, war oft sehr leidend und kam selten mehr aus ihrem Zimmer. Sie saß, sehr reinlich gekleidet, fast immer an ihrem Arbeitstischchen, nähte und stickte, oder las in einem Andachtsbuche. Sie hatte von dem Fenster

aus eine sehr schöne Aussicht in den Garten. Da sie nicht mehr hinunter gehen konnte, so brachte Mathilde ihr die schönsten Blumen und die besten Früchte herauf. Immer stand ein Geschirr mit Blumen oder ein Körbchen voll Früchte auf ihrem Tischchen. Sie lebte äußerst mäßig und aß nur sehr wenig. Mathilde ließ es sich nicht wehren, ihr das kleine Mittagsmahl und Abendessen auf das

Zimmer zu bringen. So oft Mathilde eine freie Stunde hatte, eilte sie auf das Zimmerchen der lieben Großmama, und brachte dann auch ihr Gestrick oder ihre Näherei mit sich. Die Großmama

erzählte ihr dann, was sie eben gelesen hatte, oder ließ sich von ihr vorlesen. Wilhelmine und ihre Mutter kamen aber fast nie, oder nur auf einige Augenblicke dahin. Der geheime Rath, dessen Zeit immer den Geschäften angehörte, besuchte sie die Woche wenigstens zwei- oder dreimal auf eine halbe Stunde. Wenn Wilhelmine und ihre Mutter nicht zu Hause waren, so ließ er sein Abendessen auf das

Zimmer der ihm werthen Schwiegermutter bringen, um mit ihr und Mathilde da zu speisen. Alle drei waren da ohne Vergleich vergnügter, als Wilhelmine und ihre Mutter in den lärmenden Gesellschaften waren, in denen sie sich herumtrieben.

Die fromme Großmutter starb sehr schnell und unerwartet. Mathilde vergoß heiße Thränen. Dem geheimen Rathe, so wenig er sprach, sah man wohl an, daß er über den Verlust der ehrwürdigen Frau tief betrübt war. Wilhelmine und ihre Mutter machten sich aber wenig daraus. Die Mutter gab bei dieser Veranlassung einen auffallenden Beweis von ihrem lieblosen Herzen und Wilhelmine von ihrem schwachen Verstande, den aber die Mutter immer als sehr durchdringend lobte. Die Mutter sagte zu Wilhelmine: „Es ist gut, daß sie starb. Wir sind dadurch einer großen Last los geworden. Ihre weisen Bemerkungen und frommen Ermahnungen fingen an, mir lästig zu werden.“ Wilhelmine fragte die Mutter: „Warum ist sie denn gestorben?“ „Weil sie so alt war,“ sprach die Mutter. „O dann,“ sagte Wilhelmine, „ist es ihr schon recht geschehen. Warum ist sie so alt geworden!“

Wilhelminens Mutter bestand darauf, die Leiche am dunkeln Abende in aller Stille und ohne alle Begleitung zu begraben. Allein Mathilde

besuchte das Grab sehr oft, und pflanzte einen Rosmarinstrauch, den sie mit ihren Thränen benetzte, auf das Grab.

Mathilde bekam es nach dem Tode der Großmutter, bei der sie immer Trost und Ermunterung gefunden, und die sie immer in Schutz nahm, viel härter. Die Stiefmutter hatte bisher sich gegen Mathilden ziemlich artig betragen, und war ihr nie besonders unfreundlich begegnet — nicht aus Achtung gegen die Großmutter, sondern aus Furcht, die alte Frau möchte sonst den vornehmen Damen, von denen sie zu Zeiten Besuch erhielt, davon erzählen. Allein von nun an ließ sie ihre geheime

Abneigung gegen die gute Mathilde immer mehr blicken.

Wilhelmine und Mathilde, die beiden Schwestern, lebten bisher in schwesterlicher Eintracht. Obwohl Wilhelmine, weil die Mutter ihr Alles gestattete, sehr eigensinnig und auffahrend war, so machte doch Mathildens Sanftmuth und ruhiges Betragen, daß der Friede nicht gestört wurde. Mathildens liebevolles Wohlwollen erwarb und erhielt ihr die Gegenliebe der Schwester. Allein auch dieses währte nicht mehr lange. Beide Kinder wurden gemeinschaftlich in der französischen Sprache und in der Musik unterrichtet. Als die zwei Mädchen das vierzehnte Jahr erreicht hatten, da machte die Mutter zwischen ihren zwei Töchtern einen immer auffallenderen Unterschied. Sie zeigte gegen ihre eigene Tochter eine blinde Zärtlichkeit, und behandelte Mathilde mit stiefmütterlicher Härte. Auch Wilhelmine blickte auf Mathilde mit neidischen Augen, und fing an, ihr sehr feindselig zu begegnen, denn Mathilde übertraf Wilhelmine an Talent und Liebenswürdigkeit weit. Obwohl Wil-

helmine eine frischere Gesichtsfarbe und röthere Wangen hatte, so gaben dennoch Bescheidenheit und sanftes Betragen ihrer Schwester eine unbeschreibliche Anmuth.

Einmal spielten beide Abends im Concerte auf dem Klavier, und jede sang eine Arie. Wilhelmine wurde zwar gelobt und beklatscht, aber, wie man wohl merken konnte, ziemlich kalt und bloß aus Höflichkeit. Mathildens Gesang aber fand großen Beifall, und ihr Klavierspiel erregte Bewunderung. Am folgenden Morgen sagte die Mutter: „Du, Mathilde, du hast nun von diesen feinen Künsten mehr als genug gelernt. Du bist ein armes Mädchen ohne Vermögen. Deine verstorbene Mutter hat kein Heirathgut eingebracht, und du hast also kein mütterliches Erbtheil zu erwarten, das Einkommen deines Vaters geht jährlich auf, und es bleibt nichts davon übrig. Deine Schwester aber ist reich; sie hat glänzende Aussichten. Du siehst nichts vor dir, als dich einmal an einen Landbeamten oder ehrlichen Bürgersmann zu verheirathen oder gar dein Leben lang zu dienen. Es

ist deßhalb nothwendig, daß du die Küche fleißig besuchest, bei der Wäsche mithilfst und den Garten besorgest; auch wird es nöthig sein, daß du, wenn die Mägde etwa anderwärts beschäftigt sind, die Zimmerböden und die Stiege aufwaschest. Der Waschkübel schickt sich für ein Mädchen, wie du, besser als das Klavier."

Die gnädige Frau Mama hielt nun Mathilde um nichts besser, als eine Magd, und kleidete sie

auch um nicht viel besser. Ihr eitles Töchterlein Wilhelmine putzte sie hingegen auf das Prächtigste

heraus, schaffte ihr immer neue kostbare Kleider an, und nahm sie in alle Gesellschaften mit, auch in das Theater, sogar auf Bälle. Wenn die stolze Frau große Tafel gab, und Wilhelmine im höchsten Staate neben der Mutter auf dem Sopha saß, und beide sich den Gästen, die nach und nach ankamen, in ihrer Herrlichkeit zeigten, stand Mathilde am flammenden Herde, und vergoß manchen Schweißtropfen. Es geschah nicht selten, daß ein

Fremder vom Lande in die Küche kam, und zu ihr sagte: „Jungfer Köchin, sei sie so gut, und reinige sie mir meine schmutzigen Stiefel da ein wenig, bevor ich dem Herrn geheimen Rath, der

gnädigen Frau und ihren Fräulein Töchtern meine Aufwartung mache.“ Die bescheidene Mathilde ließ sich diese Demüthigung gefallen, schickte sich in ihr Loos, brachte es aber in allen häuslichen Arbeiten so weit, und erwarb sich in allen Theilen der Haushaltung solche Einsichten, daß sie eine ganz vortreffliche Wirthschafterin wurde.

Wenn Mathilde nun für alle ihre Mühe und Arbeit von der Mutter nicht einmal einen Dank hatte, sondern vielmehr oft ungerecht und sehr bitter getadelt wurde, so wußte der Vater sie wieder zu trösten. „Es ist wahr, liebe Tochter, du hast es in diesem Hause sehr hart, und ich bedaure dich. Allein die Art, wie deine Mutter dich behandelt, wird wider ihren Willen dir Segen bringen; die Erziehung aber, die sie ihrer Tochter gibt, kann dieser nur zum Verderben gereichen. Ein Mädchen muß zu einer guten Haushälterin erzogen werden. Kochen, Waschen, Nähen, Spinnen, Stricken und Alles, was man in das Haus braucht, sind für sie unumgänglich nöthige Dinge; Musik und der=gleichen dienen aber nur zur Zierde, sowie man

zum Kaffee etwas Zucker nimmt, oder einen Kuchen mit Blumen besteckt. Du wirst einmal eine gute Hausfrau werden; deine Schwester aber kann ihren künftigen Mann nur unglücklich machen. Habe also Geduld; überhaupt ist es dem Menschen gut, wenn er von Jugend auf das Joch getragen hat."

Viertes Kapitel.

Der Tod des Vaters.

Der Vater fing indeß nach einiger Zeit an zu kränkeln; die zu große Anstrengung in seinen Amtsgeschäften und wohl auch der geheime Verdruß über seine unglückliche Heirath waren Ursache daran. Auf sein Verlangen wurde er der meisten Arbeiten überhoben. Mathilde war darüber sehr froh, und schätzte sich glücklich, daß sie nun des Umganges mit ihrem lieben Vater mehr genießen konnte. Diese Stunden, die sie Abends nach vollbrachter Tagesarbeit in seiner Gesellschaft zubrachte, waren die seligsten ihres Lebens. Ihre Mutter und Schwester befanden sich zu dieser Zeit meistens in Gesellschaft oder im Theater. Mathilde speiste dann mit ihrem Vater im Garten oder an dem kleinen Tischchen in seinem Arbeitszimmer zu Nacht,

und beide blieben dann noch eine oder zwei Stunden in vertraulichen Gesprächen beisammen, die für Mathilde so lehrreich als angenehm waren. Der Vater begab sich hierauf zur Ruhe; Mathilde mußte noch, bis die Mutter kam, aufbleiben, um ihr auf

ihr Zimmer zu leuchten, sie zu bedienen, ihr Limonade oder Thee zu machen, oder was sie sonst noch essen wollte, zu bereiten.

Die Mutter und ihre Fräulein Tochter kamen des Abends selten vor neun Uhr, oft erst gegen zwölf Uhr nach Hause. Mathilde las dann, aber

nur solche Schriften, die ihr der Vater anrieth, und die geeignet waren, Verstand und Herz zu bilden, oder aus denen sie sich Kenntnisse erwerben konnte, die einem gebildeten Frauenzimmer nöthig oder nützlich sind.

Die Frau von Reinhard hatte den größten Klaviermeister in der Stadt ausgewählt, um ihrer Fräulein Tochter Wilhelmine Stunden zu geben. Allein der treffliche Meister kam gar oft, und fand weder Mutter noch Fräulein Wilhelmine zu Hause. Da sagte er denn zu Mathilde: „Kommen Sie, mein Fräulein, ich will die Stunde Ihnen geben. Ich werde von der zu großmüthigen Frau Mama doch dafür bezahlt, ohne daß Fräulein Wilhelmine davon Gebrauch macht. Unverdient mag ich aber das Geld nicht einnehmen. Auch ist meine Mühe an Ihrer Fräulein Schwester ohnehin verloren. Sie hat weder Lust noch Talent zur Musik; sie wird mir wenig Ehre machen. Allein Sie, mein Fräulein, haben eine große Anlage zur Kunst.“ Mathilde setzte sich mit Freuden an das Klavier. Die Mutter hatte die vortrefflichsten

Musikalien, von denen sie hörte, und mitunter sehr schwere Stücke, angeschafft. Wilhelmine hatte sich vor den vielen, drei= und vierfach unterstrichenen Noten entsetzt. Allein Mathilde konnte die Stücke, nachdem der Meister sie ihr nur einmal vorgespielt hatte, bald nachspielen. Ja, sie wußte bald ohne Beihilfe des Meisters die schwersten Stücke auf= zufassen und trefflich vorzutragen. Sie saß von nun an manche Stunde des Abends oder der Nacht an dem Flügel, und brachte es bei ihrem ganz vorzüglichen Talent zur Musik zu einer großen Fertigkeit und einer hohen Vollkommenheit.

Die Mutter hatte auch eine Kammerjungfer, die eine geborne Französin war, und das Fran= zösische sehr rein und gut sprach, in Dienste ge= nommen, damit Wilhelmine Gelegenheit finde, sich in der französischen Sprache zu üben. Mamsell Louise war ein sehr gutes Mädchen; sie wurde sehr gut bezahlt, mußte sich aber von der gnädigen Frau und Fräulein Wilhelmine manche harte Begegnung gefallen lassen. Louise hielt sich deß= halb an die sanfte, bescheidene Mathilde. Beide

Mädchen wurden sehr gute Freundinen. Sie brachten viele Stunden des Tages, in denen die Herrschaft nicht zu Hause war, gemeinschaftlich

am Nähtische oder der Stickrahme zu. Sie redeten immer französisch, und Mathilde sprach nach einiger Zeit so gut, als wäre auch sie in Frankreich geboren und erzogen worden.

Der Vater, der schon seit einem Jahre sehr leidend gewesen, wurde nun bedeutend krank. Mathilde verpflegte ihn mit der kindlichsten Zärtlichkeit. Während die Mutter und Wilhelmine

sich alle Tage außer Haus in Gesellschaften oder bis spät in die Nacht auf Bällen erlustigten, saß Mathilde voll der zärtlichsten Theilnahme an seinem Bette, reichte ihm Arznei, legte ihm die Kissen

zurecht und las ihm vor. Der Vater sagte während seiner Krankheit mehrmal zu ihr: „Liebste Tochter! Du erfüllst das vierte Gebot treulich an mir; denke an mich, es wird Dir noch wohlgehen."

Der edle Mann starb — seine Frau begab sich unverzüglich zu einer Freundin, der Frau von Schlingen, auf das Land, indem sie sagte, der Schmerz würde sie zu sehr angreifen. Sie nahm

ihre Fräulein Tochter Wilhelmine mit sich, weil diese bei ihrem empfindsamen Herzen durch zu vieles Weinen ihre schönen Augen verderben würde. Sie befahl jedoch Mathilden, das Leichenbegängniß mit aller erdenklichen Pracht zu besorgen. Mathilde veranstaltete es unter tausend Thränen, ohne übermässige Pracht, aber doch sehr würdig, und bewährte sich auch da als die liebevollste Tochter. Die Thränen, die Mathilde und unzählige Menschen vergossen, gereichten dem edlen Manne mehr zur Ehre, als aller erdenkliche Prunk.

Nach acht Tagen kam die gnädige Frau Mama mit ihrer Fräulein Tochter zurück, und zwar beide zu Mathildens Erstaunen, im größten Vergnügen. „Du, Mathilde," sagte die Frau, „deine Schwester Wilhelmine ist jetzt Braut; sie wird die Gemahlin Seiner hochfreiherrlichen Gnaden, des Herrn Baron von Hainburg. Du mußt doch einmal den herrlichen Schmuck sehen, den er ihr verehrt hat."

Wilhelmine holte das Schmuckkästchen herbei und öffnete es. „Sieh," sprach die Mutter mit hoher Miene zu Mathilden, „die Steine sind alle

ächt; diese Heirath freut mich unendlich. Allein was hast Du jetzt vor? Denn bei der Hochzeit deiner Schwester, die nunmehr eine hochadelige Dame wird, wirst Du wohl nicht gerne zugegen sein. Auch müßte ich Dich neu kleiden lassen, und Dir doch wenigstens einigen Schmuck anschaffen, und das würde mich jetzt, da ich so große Ausgaben habe, zu viel kosten. Ueberdieß würde es Dir auf dem Schlosse meines hochfreiherrlichen Herrn Schwiegersohnes, wohin ich und meine Tochter jetzt ziehen, wie ich fürchte, nicht gefallen. Sage also, wohin willst Du Dich verfügen?"

„Ich werde mich zu der Schwester meiner seligen Mutter begeben," sagte Mathilde. „Wer ist diese und wo lebt sie?" fragte die Mutter, die sich nie um die blos bürgerlichen Anverwandten ihres Herrn Gemahls, des Herrn von Reinhard, bekümmert hatte. Mathilde sagte: „Ihr Mann ist ein Goldarbeiter in Frankfurt." „Nun wohl," sprach die stolze Frau; „in die Haushaltung eines ehrsamen Bürgers schickst Du Dich gut, und wirst da treffliche Dienste leisten. Doch, geh' jetzt an deine Geschäfte."

Die Verlassenschaft des seligen Herrn von Reinhard, von der man bei der verschwenderischen Lebensart seiner Frau nicht viel erwartete, fiel über alle Erwartung gering aus. Bei dem Leben seiner ersten Frau hatte er von seiner ansehnlichen Besoldung, wiewohl er vielen Menschen große Wohlthaten erwies, und überall gab und half, jährlich immer wohl Etwas zurückgelegt; allein die zweite Frau hatte nicht nur die ganze Besoldung immer verbraucht, sondern noch bedeutende Schulden gemacht. Die Verschwenderin hatte auch ihr Vermögen zugesetzt, und sie würde auch noch das Vermögen ihrer Tochter, das sehr bedeutend war, verschwendet haben, wenn sie es hätte angreifen dürfen, und eine bei dem Stadtgerichte hinterlegte Urkunde ihr das nicht auf das bestimmteste und nachdrücklichste untersagt hätte. Das Haus, der Garten und die ganze Hauseinrichtung des seligen geheimen Raths mußten nun verkauft werden, um die Schulden zu tilgen.

Ein alter Freund des verstorbenen geheimen Raths sagte zu Mathilden, sie soll das nicht zugeben.

Ihr seliger Vater sei, wie aller Welt bekannt, ein sparsamer Herr und kein Schuldenmacher gewesen; die Stiefmutter, diese schlechte Haushälterin, habe diese Schulden ohne Wissen ihres Mannes gemacht. Man könne seiner Tochter nicht aufbürden, diese Schulden zu bezahlen. „Ueberlassen Sie die Sache mir," sagte er, „ich getraue mir es durchzusetzen, daß die wenigsten dieser Schulden auf Ihre Rechnung bezahlt werden." Allein Mathilde wollte dieses nicht. „Da würden die meisten Gläubiger leer ausgehen," sagte sie, „Wilhelminens Mutter hat Nichts mehr; sie verschwendete Alles, was sie hatte. An das väterliche Erbtheil ihrer Tochter aber hat sie keine Ansprüche zu machen. Ich kann meinem Vater im Grabe die Schmach nicht anthun, daß Schulden, die wenigstens unter seinem Namen und auf sein Ansehen hin gemacht worden, unbezahlt bleiben sollten. So viel von mir abhängt, soll Alles bis zum letzten Heller bezahlt werden. Es bleiben mir, wie ich denke, doch meine Kleider und mein weißes Zeug noch übrig, und damit bin ich schon zufrieden."

Da der selige geheime Rath ein Menschenfreund gewesen, und vielen Menschen Gutes erwiesen hatte, so wurden die meisten Stücke der Hauseinrichtung bei der Versteigerung sehr hoch getrieben, und nachdem Alles berichtigt war, blieben der guten Tochter noch einige Hundert Gulden an Geld. Der Hausfreund, der das Geld auf ihre Bitte sogleich sicher angelegt hatte, brachte ihr die Obligation. „Je nun," sagte er, „bei den wenigen hundert Gulden wird mehr Segen sein, als wären es so viele Tausende." Mathilde, die eben mit Einpacken beschäftigt war, legte das Papier, ohne es zu öffnen, in ihren Koffer, dankte dem freundlichen Manne, und sagte ihm weinend Lebewohl.

Fünftes Kapitel.

Eine Wanderung.

Mathilde ging am Tage vor ihrer Abreise in der Abenddämmerung noch auf den Gottes-

acker, weinte da am Grabe ihres geliebten Vaters und ihrer Großmutter schmerzliche Thränen, betete

lange, und empfahl sich als eine arme Waise in den Schutz Gottes. Am andern Morgen begab sie sich, um wohlfeiler zu reisen, auf den Postwagen.

Die Reisegesellschaft bestand zu ihrem großen Troste aus lauter recht ordentlichen Leuten, einigen Kaufherren, die auf die nahe Frankfurter Messe reisen wollten. Auf einer der letzten Poststationen vor Frankfurt saß noch eine Bürgersfrau ein, die sehr ordentlich gekleidet war, aber ein sehr blasses, kränkliches Aussehen hatte. Man war noch keine Stunde gefahren, so wurde es der Frau übel. Sie sagte, sie könne das Fahren unmöglich länger extragen, sie müsse aussteigen. Mathilde stieg mit ihr aus, und führte sie unter einen Baum, der an der Straße stand. Die Frau setzte sich halb ohnmächtig unter dem Baume nieder, und sah so blaß aus, wie eine Leiche. Der Postwagen hielt eine Weile; endlich erklärte die übrige Reisegesellschaft einmüthig, sie könne nicht mehr länger zuwarten, das junge Frauenzimmer solle wieder einsteigen, man müsse machen, daß man weiter komme. Mathilde sagte, sie wolle bei der kranken Frau bleiben; sie ersuchte

den Conducteur, ihren Verwandten, dem Goldarbeiter Burkhard und dessen Frau, die sie Abends erwarteten, zu sagen, warum sie später kommen werde. Er versprach es, und der Postwagen fuhr weiter.

Es war ein trüber Herbstabend, und man war keinen Augenblick sicher, daß es regnen werde. Die Gegend umher war öde und einsam. Zu beiden Seiten der Straße befanden sich düstere Fichtenwälder. Auf der ganzen Straße war kein Mensch zu sehen oder zu hören. Nur die Raben krächzten auf den Bäumen. Mathilde blickte zwar von Zeit zu Zeit umher, ob ihr nicht Jemand zu Hülfe komme; sie sah aber noch mehr auf die kranke Frau, und horchte ängstlich auf ihr schweres Athmen. Sie kniete neben sie hin, hatte einen Arm um sie geschlungen, trocknete ihr mit ihrem weißen Tuche den Schweiß ab, und bedauerte, daß sie ihr sonst keine Hilfe leisten konnte.

Während Mathilde so mit der ohnmächtigen Frau beschäftigt war, kam auf der sandigen Landstraße eine Kutsche langsam daher gefahren. Ein ältlicher Herr saß darin, in eine Ecke der Kutsche

gelehnt, und las in einem Buche. Der Postillon wandte sich um gegen den Herrn, deutete mit der Peitsche auf den Baum, und sagte: „Der Frau dort ist es, glaub' ich, übel geworden.“ Der Herr nahm sein kleines Taschenperspektiv, und schaute hin. „Lieber Gott,“ sprach er, „das Angesicht der armen Frau, die unter dem Baume liegt, gleicht dem Angesichte einer Sterbenden; das liebliche junge Frauenzimmer, das in einen schwarzen seidenen Mantel gehüllt neben ihr kniet, und seinen gelben Strohhut neben sich liegen hat, scheint höchst bestürzt und betrübt!“

Der Herr ließ, als er näher gekommen war, den Postillon halten, stieg aus, und ging hin, ohne daß Mathilde in ihrer Angst ihn sogleich bemerkte. Er grüßte Mathilde und sagte: „Die gute Frau befindet sich in der That sehr übel; ich will versuchen, ob ich ihr nicht einige Dienste leisten kann. Ich habe eine kleine Reiseapotheke bei mir und hoffe, einige stärkende Tropfen sollen ihr gut thun.“ Er eilte zu seinem Reisewagen, brachte ein kleines Arzneiglas und ein silbernes

Löffelchen, und gab von den Tropfen der kranken Frau ein. Es schien ihr besser zu werden; sie blickte auf, schloß aber sogleich wieder die Augen.

Der fremde Herr sagte zu Mathilde: „Die Frau ist wohl Ihre Mutter, oder doch sonst Ihnen nahe verwandt?“

„Nicht näher,“ sagte Mathilde, „als wir Menschen alle einander verwandt sind.“ „Wie fanden Sie aber sich hier so zusammen?“ fragte der Herr. Mathilde erzählte es mit wenig Worten. „Das ist sehr schön von Ihnen,“ sagte der Herr; „das ist sehr edel.“ „Edel nun eben nicht,“ sagte Mathilde, „sondern blos menschlich. Es wäre ja

unmenschlich, ja grausam, eine Kranke so ganz allein auf der Straße auszusetzen, und sie ihrem Schicksale zu überlassen."

„Wohl wahr," sagte der Herr, „aber Sie selbst hätten so in große Verlegenheit kommen können." „Das fiel mir wohl ein," sagte Mathilde; „allein ich dachte: Was jetzt offenbar das Nothwendigste ist, muß man jetzt thun, und die Bedenklichkeiten über das, was kommen könnte, sich aus dem Sinne schlagen. Ich hoffte, Gott werde uns schon Jemand zu Hilfe schicken, damit wir nicht im Walde übernachten müßten."

„Nun," sagte der Herr, „das hat Gott auch gethan. Ich hoffe, Sie und die kranke Frau in meinem bequemen Reisewagen glücklich nach Frankfurt zu bringen."

Die Kranke hatte sich indeß merklich erholt. „Nun glaube ich," sagte der Herr, „unsere Kranke dürfte wohl ein Gläschen Wein genießen." Er holte eine Flasche alten Rheinwein und weißes Brod aus seinem Wagen. Die Frau aß und

trank, und erholte sich beinahe ganz. Der Herr führte mit Hilfe Mathildens sie zu dem Wagen, und beide halfen ihr einsteigen. „Nicht wahr,“ sagte der Herr, als sie eine Weile gefahren waren, „in meinem Reisewagen, der in Stahlfedern hängt und sich nach Belieben der frischen Luft öffnen läßt, ist es besser, als in dem Postwagen? Ich weiß wohl, wenn der Postwagen sehr besetzt ist, so ist man da sehr enge gepackt. Die Luft ist dort sehr dumpfig, und das heftige Stoßen thut auch nicht wohl.“ Mathilde und die Frau dankten ihm herzlich für seine freundliche Güte, und sagten mehrmal, Gott wolle es ihm vergelten. Unterwegs fragte der Herr, wiewohl sehr bescheiden, wer Mathilde sei, woher sie komme und wohin sie reise. Sie sagte es, und er sagte, er nenne sich Fink, und reise auf die Frankfurter Messe.

Es war bereits finstere Nacht, als der Wagen an dem Thore zu Frankfurt ankam. Beide Frauenzimmer wollten nun aussteigen. „Nicht doch,“ sagte Herr Fink, „ich bin es gewohnt, Nichts halb zu thun. Ich werde Sie beide in Ihre Wohnung

bringen. Sagen Sie, wohin wir zu fahren haben. Das Haus, wohin Mathilde sich begeben wollte, war keine hundert Schritte innerhalb des nächsten Thors; die fremde Frau wohnte vor dem entgegengesetzten Thore der Stadt. Herr Fink sagte zu Mathilde: „Zuerst will ich Sie in Ihre Herberge bringen; dann werde ich mit der Frau hier zu deren Wohnung fahren.“ Die Frau sagte, sie fühle sich jetzt schon wieder so kräftig, daß sie ohne Beschwerde nach Hause gehen könne. Allein Herr Fink sprach: „Was ich angefangen, mache ich gerne aus. Fahren Sie mit mir!“ Man fuhr zuerst vor das Haus des Goldarbeiters. Er und seine Frau kamen mit einem Lichte vor die Hausthüre. „Kommst Du doch einmal, liebste Mathilde!“ riefen sie. „O wir waren sehr um Dich besorgt. Eben erst hatte der Postillon deinen Koffer gebracht und gesagt, Du seiest bei einer kranken Frau draußen im Walde allein zurück geblieben. Wir hielten eben Rath, was zu thun sei, und beschlossen, einen Wagen zu bestellen und Dir entgegen zu fahren. Nun Gottlob, daß Du da bist.“

Mathilde erzählte, wie gütig der fremde Herr sie und ihre Reisegefährtin aufgenommen habe.

Der Goldarbeiter drückte ihm voll des innigsten Dankes die Hand, und seine Frau sagte freundlich, ob der Herr nicht hereinkommen und bei ihnen übernachten wolle. Herr Fink sagte, er begebe sich zu einem guten Freunde, bei dem er zur Meßzeit allemal wohne; er werde aber während seines Aufenthaltes in der Stadt sie gewiß besuchen.

Für jetzt müsse er die Frau in seinem Wagen an Ort und Stelle bringen. Er zog seine Schreibtafel heraus, und schrieb die Hausnummer hinein. Die Frau neigte sich aus der Kutsche, um Mathilden noch einmal zu danken, und versicherte sie ihrer heißesten Segenswünsche.

Als die Kutsche des Herrn Fink vor dem Hause der Frau hielt, kamen ihr Mann und ihre Kinder eilig heraus. Sie waren sehr in Sorgen gewesen, weil sie zur versprochenen Zeit nicht heim gekommen war. Alle begrüßten sie mit frohem Jubel. Sie konnten nicht Worte genug finden, dem fremden Herrn ihren Dank auszudrücken. Herr Fink dachte: „Mit welcher kleinen Mühe kann man gar oft den Menschen eine große Freude machen!“

Sechstes Kapitel.

Onkel und Tante.

Am andern Morgen erzählte die Tante, daß ihr Mann wegen einer Geldsache sich in großer Verlegenheit befinde, und mit Schmach und Gefängniß bedroht sei. Er hatte von einem ansehnlichen auswärtigen Handelshause Bestellungen von Gold- und Silberwaaren erhalten, die an Werth bei dreitausend Gulden betrugen. Die Hälfte der Waaren hatte er bereits vor einigen Wochen abgesendet — da erhielt er plötzlich die Nachricht, dieses Handelshaus habe wegen schlechter Geschäftsführung und verschwenderischer Lebensart seine Zahlungen einstellen müssen, und die Waaren seien so gut als verloren. Die übrigen der bestellten Waaren, die indeß fertig geworden, aber zum Glücke noch nicht abgesendet waren, lagen nun da, und Herr

Burkhard wußte dazu keinen Käufer zu finden. Er trug sie verschiedenen Kaufleuten an. Allein der Eine versicherte auf Ehre, er sei bis zum Ueberflusse mit Waaren der Art versehen; der Andere bot einen Preis, mit dem Gold und Silber nicht bezahlt, und der erwartete, mehrjährige Arbeitslohn verloren gewesen wäre; ein Dritter sagte, daß der Geschmack sich bereits geändert habe, und diese Arbeiten, so schön sie auch seien, wahrscheinlich keinen Abnehmer finden würden. Was aber bei der Sache erst das Schlimmste war, so hatte Herr Burkhard einem Wechselherrn, der ihm das zu verarbeitende Gold und Silber geliefert, einen Wechsel auf tausend Reichsthaler ausgestellt, der schon vor acht Tagen verfallen war. Der Wechselherr hatte ihm zwar eine Frist von acht Tagen, gerade bis heute Abends bewilligt, allein dabei gedroht, wenn Herr Burkhard nach Verlauf dieser acht Tage nicht bezahle, ihn unausweichlich arretiren zu lassen.

„Wenn mein lieber Mann," sagte die Tante, „nicht heute noch bezahlt, so wandert er morgen —

o Gott, ich kann das Wort kaum aussprechen! — in das Gefängniß.“ Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie schwieg eine Weile, und sagte dann schmerzlich weinend: „Wir wissen uns in der That nicht mehr zu helfen. Mein guter Mann ist schon heute frühe ausgegangen, um noch einen Versuch zu machen, die Waaren zu verkaufen, mit deren Erlös er den Wechsel bezahlen könnte. Ich werde jetzt auch gehen, um zu sehen, ob eine gute Freundin, die sehr reich ist, mir nicht etwa, wenn der letzte Versuch meines Mannes nicht gelingen sollte, das Geld vorstrecken könne. Allein ich fürchte, weder ich, noch mein Mann werden etwas ausrichten.“ „O Gott,“ — sagte sie noch und faltete die Hände — „wende Du die Schmach, die uns bevorsteht, von uns ab!“ Mathilde hatte, während die Tante erzählte, viele Thränen vergossen. „Ach, liebste, beste Tante!“ sagte sie, „wenn ich Ihnen nur helfen könnte! Wenn ich nur die fünfhundert Gulden bei Handen hätte, die mir aus der Verlassenschaft meines seligen Vaters geblieben sind. Mit tausend Freuden wollte ich sie Ihnen geben. Aber da

Sie das Geld heute noch nöthig haben, so weiß ich nicht, wie da zu helfen ist. Doch, wir wollen auf Gott vertrauen, und recht herzlich zu Ihm flehen!“ „Ja,“ sagte die Tante, „Er wolle uns gnädig und barmherzig sein. Indeß wollen wir auch das Unsrige thun, und bei Bekannten und Freunden Hilfe suchen. Vielleicht will Er uns doch durch gute Menschen helfen.“

Die Tante ging. Mathilde setzte sich höchst betrübt auf einen Sessel. „Ach,“ dachte sie, „wie vielen Jammer richten doch Leichtsinn und Verschwendung an! Wie viel Unrecht wird dadurch den Nebenmenschen zugefügt! Ach, wenn meine Stiefmutter das Vermögen meines seligen Vaters nicht so elend verschwendet hätte, so wäre ich jetzt nicht so arm, sondern wohl so reich, daß ich den Meinigen und vielen Menschen davon manches Gute erweisen könnte. Wie schmerzlich muß es für meinen guten Onkel sein, durch einen verschwenderischen Menschen nicht nur den Lohn seiner Arbeit, sondern noch überdieß beinahe sein ganzes Vermögen zu verlieren!“

Sie weinte auf's Neue schmerzlich, und blickte wehmüthig zum Himmel. Jetzt fiel ihr ein, ihre gerichtliche Obligation zu fünfhundert Gulden könnte wohl die Dienste des baaren Geldes thun. „Wenn der Onkel," dachte sie, „bei seinen Waaren blos den Werth des Goldes und Silbers in Anschlag bringt, und wenn ich die Obligation dazu lege, so wäre dieß zusammen doch ganz gewiß ein Unterpfand, darauf man die Summe von fünfzehnhundert Gulden ohne Bedenken vorstrecken würde. O wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich dazu beitragen könnte, die liebe Tante und den würdigen Herrn Onkel so aus ihrer gegenwärtigen Noth zu reißen!"

Siebentes Kapitel.

Herr Fink.

Mathilde öffnete den Koffer, legte einige Kleidungsstücke und feine Wäsche auf Tisch und Stühle umher, und nahm die Obligation, die weiter unten im Koffer lag, heraus. Als sie das Papier, das sie noch nicht einmal gelesen hatte, entfaltete, fiel ihr sogleich der Name ihres seligen Vaters in die Augen, und sie mußte noch mehr weinen.

In diesem Augenblicke trat ihr Reisegefährte von gestern, Herr Fink, herein. „Ich komme nur auf einige Augenblicke!“ sagte er. „Mein Weg in meinen Geschäften führte mich durch die Straße, und da wollte ich an Ihrem Hause nicht vorbeigehen, ohne Ihnen einen guten Morgen zu wünschen, und Sie zu fragen, wie Sie auf die etwas mühe-

selige Reise geschlafen haben? Aber was ist Ihnen? Sie haben, wie ich sehe, geweint. Haben Sie bei Ihren Verwandten nicht die gute Aufnahme gefunden, die Sie erwarteten, oder befinden dieselben sich nicht in so glücklichen Umständen als Sie wünschen, oder ist vielleicht das Papier, das Sie da in der Hand halten, die Ursache Ihrer Thränen? Ich frage nicht aus Neugierde, sondern aus der aufrichtigsten Theilnahme an Ihrem Kummer. Vielleicht kann ich helfen oder doch wenigstens guten Rath ertheilen."

„Ihnen darf ich meinen Kummer wohl vertrauen!" sagte Mathilde; „die Güte, mit der Sie gestern die kranke Frau und mich in Ihren Wagen aufnahmen, bewährt Sie mir als einen Mann, der Zutrauen verdient." Sie erzählte, was ihr die Tante eben jetzt erzählt hatte, und fügte noch bei, was ihr eben erst eingefallen, und was sie mit der Obligation vorhabe.

„Sie sind wohl sehr reich," sagte Herr Fink, „daß Sie das Papier da Ihren Verwandten abtreten wollen?"

„O nein," sagte Mathilde, „diese wenigen hundert Gulden, und die Kleider, die da umherliegen, sind Alles, was ich habe."

„Gutes Kind," rief Herr Fink, „und dieses kleine Kapital wollen Sie hingeben, Ihren Verwandten aus der Noth zu helfen? Behalten Sie Ihr Weniges, und seien Sie ruhig. Es soll dennoch geholfen werden. Sie haben sich der fremden Frau im Walde so liebreich angenommen — wie sollte ich mich Ihrer und der Ihrigen nicht annehmen?"

Jetzt kam der bekümmerte Goldarbeiter zurück. Herr Fink bemerkte auf den ersten Blick, daß der gute Mann einen Fehlgang gemacht habe — und sprach: „Fräulein Reinhard, Ihre liebe Nichte, hat mir so eben erzählt, daß Sie einen Vorrath von Waaren an Gold und Silber haben, den Sie gern verkaufen möchten. Lassen Sie einmal sehen!" Herr Burkhard führte ihn in ein reinliches Zimmer, wo die fertigen Waaren in einem Glaskasten in der schönsten Ordnung aufgestellt waren. Herr Burkhard zeigte ein Stück nach dem andern,

und sagte dabei die Preise, über die er mit dem Kaufmanne, der sie bestellt hatte, übereingekommen war.

„Nun wohl," sagte Herr Fink, „die Arbeit ist ganz vortrefflich. Ich weiß schon, wohin damit. Hier zu Lande ist zwar die neuere Fasson beliebter, allein in anderen Gegenden gibt man mit Recht der älteren, kunstreicheren den Vorzug. In der That, Sie sind ein Künstler. Ich habe nur eine Ausstellung zu machen; der verunglückte Kaufmann hat Ihnen die Preise zu niedrig gestellt. Bei solcher Knauserei ist doch kein Segen! Es thut mir in der Seele wehe, wenn reiche, vornehme Handelsherren auf Kosten ihrer fleißigen und manchmal wohl

auch armen Arbeiter noch reicher werden wollen. Leben und leben lassen, ist mein Wahlspruch. Ich kaufe die Waaren alle, wie sie da sind, Ihnen ab, und gebe Ihnen noch zweihundert Gulden — über die genannten Preise. Noch heute Abends sollen Sie das Geld erhalten."

Da erheiterte sich das Angesicht des guten Burkhard gleich der Sonne, wenn der Nebel weicht, der sie verdunkelte. Mathilde, die dabei stand, blickte mit der innigsten Dankbarkeit und der Freundlichkeit eines Engels auf Herrn Fink. Die Tante, die eben von ihrem Gange unverrichteter Sache zurück kam und nun hörte, was vorgegangen sei, brach in Freudenthränen aus, dankte Gott und bat Herrn Fink, bei dem Mittagessen zu bleiben.

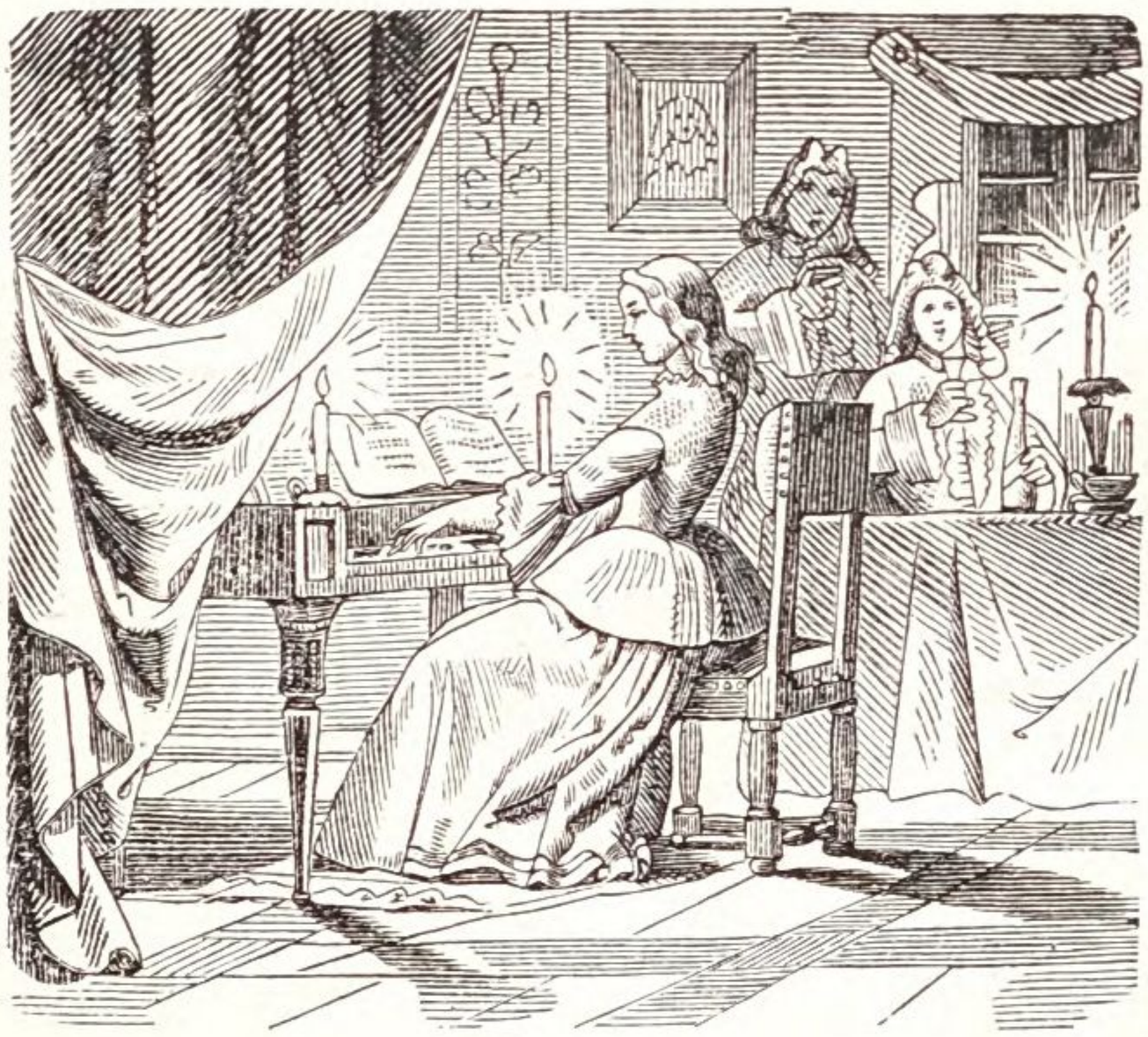
Herr Fink sagte: „Für heute Mittag bin ich schon versagt; doch bis Abend — Schlag vier Uhr — komme ich auf eine Schale Thee, bringe das Geld und lasse dann die Waaren abholen. Jetzt rufen mich meine Geschäfte." Er entfernte sich eilends.

Die Hausfrau sagte: „O Mathilde, mit Dir ist Glück und Segen in unser Haus gekommen. Ohne Dich befänden wir uns in einer sehr traurigen Lage. Wir können Dir nicht genug danken.“ „Lassen Sie uns Gott danken,“ sagte Mathilde, „der Alles so gut gefügt hat!“

Herr Fink kam Abends genau zur bestimmten Stunde. Ein Handlungsdiener mit einem schweren Packe Geld auf der Schulter folgte ihm. Das Geschäft, die Durchsicht des Waarenverzeichnisses, das Zählen der Geldrollen, die Ausstellung der Quittung ward sogleich abgethan. Der edle Kaufmann brachte mit dem wackern Burkhard, dessen Frau und Nichte an dem Theetische eine sehr vergnügte Stunde zu. Jetzt sah er aber auf die Uhr und sagte: „Nun habe ich noch einige Geschäfte abzumachen; und Sie, Herr Burkhard, werden wohl auch nicht säumen, ihren Gläubiger zu befriedigen. Ihre schönen Gold- und Silberwaaren werde ich morgen früh abholen lassen. Uebrigens war ich heute Ihr Gast; nun müssen auch Sie alle Drei mit einem Abendessen bei mir vorlieb

nehmen. Ich wohne dahier — bei einem alten Freunde, bei dem ich wie zu Hause bin. Den Tag werde ich Ihnen noch bestimmen und Sie dann dahin abholen."

Am Tage vor seiner Abreise hielt Herr Fink sein Wort. Er kam, seine Gäste abzuholen, und führte sie in das Haus seines Freundes. Sie trafen da eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft an. Vor Tische wurde Musik gemacht, Klavier gespielt und gesungen. Der Onkel sagte zu Ma-



thilde: „Wenn ich nicht irre, hast Du ehemals auch das Klavierspielen gelernt. Willst Du es nicht wagen, Dich auch ein wenig hören zu lassen?"

„Ach ja," sagte Herr Fink, „ich bitte Sie darum. Nur darf meine Bitte Ihnen nicht ungelegen kommen." Mathilde setzte sich an das Klavier, und spielte so vortrefflich, daß Alle sie als eine Meisterin bewunderten. Eben so gut sang sie. Ein Kaufmann aus Frankreich, der zugegen war, bezeigte ihr in französischer Sprache seinen Beifall, und sie antwortete ihm in französischer Sprache sehr geläufig, und wußte ein Gespräch über französische und deutsche Musik, das er anfing, so gut mit ihm zu führen, daß er fragte, ob sie in Frankreich geboren sei, oder wie viele Jahre sie sich da aufgehalten habe.

Herr Fink sagte: „Ich entdecke immer neue Vorzüge an Ihnen. Sie haben sich nicht nur jene Eigenschaften erworben, die eigentlich den Werth des Menschen ausmachen, Kenntnisse und edle Gesinnungen, sondern auch das, was zur Zierde gereicht und das Leben angenehm macht."

Nach einem sehr angenehmen Abende stand Herr Fink mit dem Schlage zehn Uhr auf, sagte, daß er wegen seiner morgigen Abreise heute noch

Einiges zu berichtigen habe, versprach aber, so oft er künftig nach Frankfurt kommen werde, wolle er Herrn Burkhard, dessen Frau und Nichte allemal besuchen. Alle drei dankten ihm noch einmal herzlich, und fuhren in der Kutsche, die Herr Fink bestellt hatte, sehr vergnügt nach Hause.

Achtes Kapitel.

Eine Hochzeit.

In jener Abendgesellschaft, in der Mathilde so trefflich gesungen und Klavier gespielt hatte, war auch Eduard, der Sohn des Herrn Fink, zugegen gewesen, der sich eben damals in einem berühmten Handelshause zu Frankfurt aufhielt, um sich noch mehr in Handlungsgeschäften zu vervollkommnen. Er bewunderte Mathilde als das vollkommenste Frauenzimmer, das er je gesehen; er nährte in der Stille den feurigsten Wunsch, sie einmal zu seiner Gattin zu wählen. Er kam auch die Woche einmal auf einen kurzen Besuch von einer halben Stunde in Herrn Burkhards Haus. Gewöhnlich bestellte er eine oder die andere Arbeit von Gold oder Silber, und brachte dem Fräulein einige von den vortrefflichsten Musikalien,

die eben erschienen waren. Allein er nahm sich sehr in Acht, gegen Mathilde nicht das Geringste von seinem Wunsche merken zu lassen. Er fürchtete, sein Vater werde, als ein reicher Mann, es nicht zugeben, daß sein Sohn ein armes Mädchen heirathe.

Mathildens Tante merkte es aber dennoch; sie bemerkte auch, daß Mathilde sich glücklich schätzen würde, wenn er ihr Gatte werden wollte. Die Tante warnte aber Mathilde. „Liebste Mathilde," sagte sie, „sei wohl auf Deiner Hut, daß keine solche Neigung in Deinem Herzen aufkomme. Sie könnte Dich um alle Ruhe des Herzens bringen. Bei Deiner Armuth kannst Du keine solchen Ansprüche machen. Anstatt der fröhlichen Aussichten, mit denen Du Dir vielleicht schmeichelst, könntest Du Dir jahrelangen Kummer und namenlosen Jammer bereiten. Was nicht sein kann, sollen wir auch nicht wünschen."

„Liebste Tante," sagte Mathilde, „ich habe mir dieses Alles schon sehr oft selbst gesagt; ich bin immer bemüht, mir dergleichen Wünsche aus

dem Sinne zu schlagen. In der That, ich denke nicht, daß mir ein solches Glück beschert sei."

Eduard, dessen Wunsch immer lebhafter wurde, und der sich überzeugt hatte, daß Mathilde seinen Wunsch theile, nahm sich vor, mit seinem Vater darüber zu sprechen, und ihn um die Erfüllung dieser Wünsche zu bitten. Der Vater hatte geschrieben, er wolle den künftigen Frühling nach Frankfurt kommen, um Eduard mit sich nach Hause zu nehmen, und ihm einen Theil seiner Handlung abzutreten. Mit großer Bangigkeit, unter Furcht und Hoffnung, erwartete Eduard die Ankunft des Vaters.

Eines Abends kam der Vater, und sogleich am folgenden Morgen trug Eduard seinen Wunsch, der, wie er hoffe, auch Mathildens Wunsch sei, freimüthig vor. „Indeß," sagte er, „haben Beide sich noch nicht gegen einander erklärt; ich stelle die Entscheidung vertrauensvoll dem geliebten Vater anheim." Eduard erwartete ernstliche Einwendungen, und hatte sich vorbereitet, darauf zu antworten. Allein wie groß war sein Erstaunen, seine Freude,

als der Vater ihn freudig umarmte und sagte: „Lieber Sohn! Dein und Mathildens Wunsch ist auch der meinige. Ich wünsche Dir Glück zu Deiner Wahl. Es freuet mich, daß Du die Tugend höher schätzest, als Geld und Gut. Zwar haben viele Menschen hier unter dem Monde nothwendig auf das leidige Geld zu sehen, und ein Mann würde sehr thöricht handeln, wenn er sich verheirathen wollte, ohne zu wissen, wie er Frau und Kinder ernähren könne. Allein uns hat Gott — Ihm sei Dank, — so viel beschert, daß wir aller Nahrungssorgen überhoben sind, und daß Du frei nach Deinem Herzen wählen kannst. Auch mir wünsche ich, so wie Dir, Glück zu dieser Wahl. Mathilde, die sich so liebreich gegen eine fremde Kranke bezeigte, und ihren alternden Anverwandten ein so großes Opfer zu bringen bereit war, wird sich, wenn ich alt und krank werde, auch gegen mich als eine gute Tochter erweisen. Ich selbst werde Dein Brautwerber sein; komm' jetzt nur sogleich mit mir. Da der Morgen so schön ist, wollen wir nicht durch die Stadt, sondern durch die schöne Lindenallee vor der Stadt

gehen, so kommen wir zu dem nächsten Thore, bei dem Mathilde wohnt."

Unterwegs sprach der Vater: „Liebster Eduard! ich habe damals, als Du Mathilden das erstemal gesehen hast, wohl bemerkt, was für einen Eindruck ihr freundliches, bescheidenes Betragen, ihr Gesang und Klavierspiel auf Dich gemacht hat. Allein da ich oft gesehen habe, daß Singen und Spielen und ein freundlicher Blick nicht dafür schadlos halten könne, wenn die Frau keine genießbare Suppe zu kochen weiß, oder der Mann, wenn er ausgehen will, keinen ganzen Strumpf vorfindet, so forschte ich zuvor genau nach, wie Mathilde sich in allen ihren bisherigen Verhältnissen benommen habe. Ich be=gab mich an ihren Geburtsort, und vernahm da, wie bei dem Leichtsinn und der Nachlässigkeit ihrer Stiefmutter die ganze Last des Hauswesens auf ihr lag; wie sie von frühem Morgen bis zum späten Abend arbeitete, kochte, wusch, kehrte und fegte; wie die Schulden, die ihre Stiefmutter dem Vater zuzog, wohl nicht wären bezahlt worden, wenn Mathilde das zerfallene Hauswesen durch

Fleiß und Sparsamkeit nicht noch so viel möglich zusammengehalten hätte. Mit besonderer Rührung vernahm ich, wie sie die Hartherzigkeit ihrer Stiefmutter und den Uebermuth ihrer Stiefschwester mit Geduld und Sanftmuth übertragen, wie herzlich sie ihre Großmutter geliebt und sie unermüdet bedient, und wie sie ihren Vater als eine treue Tochter bis zu seinem Tode auf das Liebreichste und Zärtlichste verpflegt hat."

Unter solchen Reden des Vaters, die den Sohn hoch erfreuten, kamen Beide in Mathildens Haus. Aber wer könnte das Erstaunen, die Freude Mathildens, ihrer guten Tante und des würdigen Onkels aussprechen, — als der alte Herr Fink ihnen seinen Sohn vorstellte, seinen Antrag vorbrachte, Mathilden fragte, ob sie seine Tochter, die Frau seines Sohnes werden wolle, und dann Beider Hände in einander legte, und mit gerührtem Vaterherzen sagte: „Gott der Allmächtige segne Euch, meine liebsten Kinder!" und dann mit Thränen in den Augen Beide umarmte. Mathilde war dieß Alles wie ein Traum;

die Tante faltete freudeweinend die Hände; der Onkel blickte gerührt zum Himmel: Die Rührung Aller war unbeschreiblich.

„Doch," sagte der Vater, „jetzt muß ich wieder an meine Geschäfte. Ich bleibe aber noch einige Tage hier, und werde dann, vorerst nur mit Eduard, nach Hause reisen, um Anstalten zur Hochzeit zu machen. An einem Tage, den wir in der Folge noch beiderseits bestimmen wollen, wird Eduard wieder hieher kommen, um seine Braut abzuholen; und Onkel und Tante müssen sie begleiten. Die Hochzeit soll ein großes Freudenfest werden für uns alle und noch für viele gute Menschen." Und so geschah es denn auch.

Eduard kam an dem bestimmten Tage in einem neuen prächtigen Reisewagen. Als er am folgenden Morgen wieder abreisen wollte, und mit Mathilde, ihrem Onkel und ihrer Tante aus der Hausthüre trat, um einzusteigen, verwunderten sich Alle nicht wenig. Zu ihrer nicht geringen Freude war die Kutsche reichlich mit Blumenkränzen geziert. Denn

die Gärtnersfrau, deren sich die Braut und der Vater des Bräutigams so liebreich angenommen

hatten, wollte so ihre Dankbarkeit ihnen zu erkennen geben.

Neuntes Kapitel.

Die Frau von Almen.

Eduard und Mathilde lebten in der glücklichsten Ehe, und trugen ihren Vater gleichsam auf den Händen. Eduard betrieb sein Handelsgeschäft mit Einsicht, Fleiß und Pünktlichkeit, und genoß wegen seiner Redlichkeit allgemeines Zutrauen. Was er durch Fleiß erwarb, hielt Mathilde durch weise Häuslichkeit zusammen. Nach wenigen Jahren hatte sich sein Vermögen beinahe verdoppelt. Er kaufte sich nun in einer angenehmen Gegend das schöne Landgut Almen, das ein wahrer Edelsitz war. Das Schloß war von herrlichen Gärten umgeben; viele Aecker, Wiesen und Waldungen gehörten dazu; die Einwohner des freundlichen Dörfleins hatten an die Gutsherrschaft nur wenige Abgaben an Geld und Getreid zu entrichten.

Eduard reiste im Frühlinge mit seiner Frau und seinen drei Kindern dahin, und wurde mit großem Jubel aufgenommen. Man nannte ihn dahier nicht anders, als den Herrn von Almen und Mathilde die gnädige Frau. Er hatte im Sinne gehabt, den guten Landleuten ein ländliches Fest zu geben. Allein als er vernahm, daß die Aerndte hier und in der Gegend umher äußerst schlecht ausgefallen sei, und man eine Hungersnoth befürchtete, so ließ er anstatt des Festes von dem vorräthigen Getreide auf dem herrschaftlichen Kasten den Vermöglichern zu billigen Preisen, den Armen aber unentgeltlich, so viel sie nöthig hatten, austheilen. Alles im Dörflein freute sich, einen so wohlthätigen Gutsherrn zu haben, und bezeigte ihm den herzlichsten Dank.

Eduard reiste mit seinen zwei Söhnen wieder zurück in die Stadt, weil die zwei lebhaften, hoffnungsvollen Knaben dort die Schulen besuchten; Mathilde wollte mit Julie, die jetzt etwa neun Jahre alt war, noch einige Zeit bleiben. Sie hatte in dem Schlosse mehrere Einrichtungen zu

machen, und wollte zugleich auch der frischen Land=luft und der schönen Jahreszeit genießen. Sie erinnerte sich in den schönen Gärten recht lebhaft der seligen Abende, die sie ehemals mit ihrem Vater in dem Garten an ihrem väterlichen Hause zuge=bracht hatte, erzählte ihrer Tochter davon, und machte sie auf jede Schönheit der Natur, oder wie sie lieber sagte, auf die Freundlichkeit Gottes in seinen Werken aufmerksam.

Einmal hatte Mathilde mit Julie den ganzen Nachmittag in einem Gartenhause zugebracht, das eine herrliche Aussicht gegen Morgen hatte. Beide nähten aber, fast ohne aufzublicken, an Vorhängen von feinem Muselin, die für die Fenster in dem Zimmer des Vaters bestimmt waren. Sie wollten ihn, wenn er hieher käme, sie wieder in die Stadt abzuholen, damit überraschen. Als Julie wieder mit einem Vorhange, an dem sie die schönen Franzen anzunähen hatte, fertig war, trat sie an das offene Fenster. Es war der schönste Frühlingsabend. Bäume und Hecken standen in voller Blüthe. Die Sonne ging eben unter, und beleuchtete mit

ihren goldenen Strahlen das ganze Thal, den fernen Wald und die nahen Bauernhütten. Da sprach

Julie auf einmal: „O sieh' doch, liebste Mutter, da drüben an der Wand des nächsten Hauses das artige Schattenspiel! Sieh, dort an der sonnigen Wand das Schattenbild eines kleinen Mädchens, das sehr emsig spinnt. O sieh, wie geschäftig das fleißige Kind die Arme bewegt, wie zierlich es den Faden benetzt, und wie schnell und hurtig das Rädchen sich umdreht!" —

Die kleine Spinnerin selbst konnte man von hier aus nicht sehen. Ein dichtes Hagedorngesträuch

verbarg sie. Allein die untergehende Sonne, die mit rosenröthlichem Glanze die Wand des gegenüberstehenden Hauses erhellte, malte den Schatten des Mädchens daran ab.

„Das ist in der That sehr artig," sprach die Mutter. „Das Kind gibt uns, ohne es zu wissen, ein sehr hübsches Schauspiel zum Besten! Aber sieh, jetzt steht das Schattenbild des Mädchens auf, und trocknet mit der Schürze sich die Augen. Jetzt ringt das Kind die Hände, fällt auf die Knie nieder, und streckt die ausgebreiteten Arme zum Himmel aus. Dem armen Kinde, so klein es noch ist, muß ein großer Kummer auf dem Herzen liegen."

„Soll' ich nicht hinüber laufen," sagte Julie, „und fragen, was dem Kinde fehle?" und kaum hatte die Mutter freundlich genickt, so hatte Julie sich schon auf den Weg gemacht. Als das Kind die Fußtritte hörte, setzte es sich eilends wieder an das Spinnrädchen, und spann so emsig, wie zuvor.

Julie fragte: „Warum bist Du so traurig, liebes Kind, und warum weinest Du?“

„Ach,“ sagte das Kind schluchzend, „ich bin so hungrig. Ich habe seit heute Morgens nichts gegessen, als ein winzig kleines Stücklein Brod.“

„O so komm' mit mir,“ sagte Julie, „wir wollen Dir zu essen geben.“ Sie nahm das Mädchen bei der Hand, und eilte mit ihm in den kleinen Garten-

saal. Die Mutter schnitt von dem Kuchen, der auf einem Seitentischchen stand, ein großes Stück ab, und gab es dem Kinde. Das Kind aß begierig.

Mathilde ließ sich mit dem Kinde in ein Gespräch ein. „Wie heißest Du?“ fragte sie. „Eulalia,“ sagte das Kind. „Das wundert mich,“ sagte Mathilde, „so heißt wohl kein Mädchen dahier weit umher. Der Name ist unter den Landleuten nicht gebräuchlich; er scheint aus einem Schauspiele genommen zu sein. Aber wer sind denn Deine Aeltern? Wie heißt Dein Vater?“

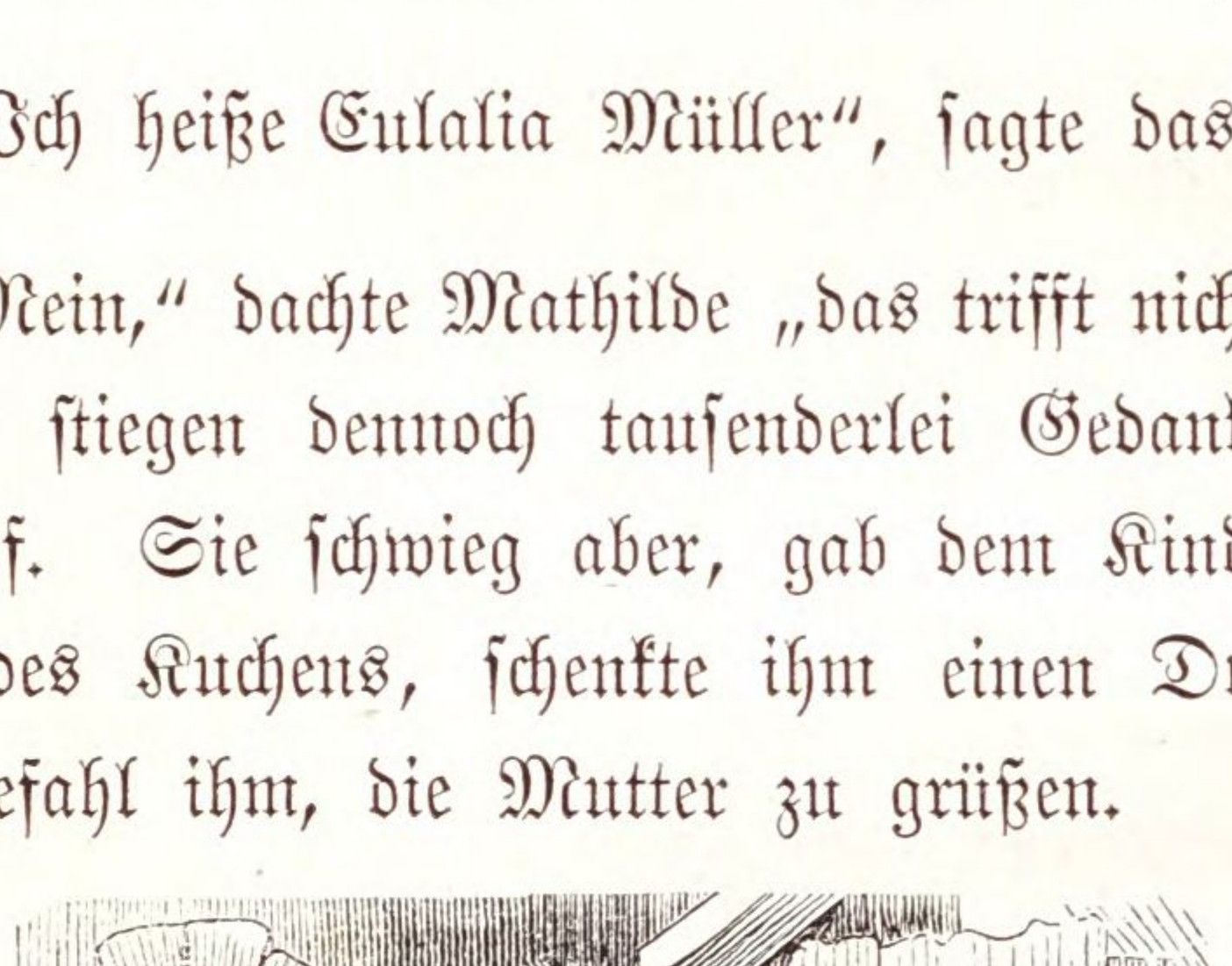
„Ach,“ sagte das Kind, in der rheinländischen Aussprache, die hier fremde war, „mein Vater ist schon lange gestorben.“ „Wo hast Du denn früher gewohnt?“ fragte Mathilde. „O weit, weit von hier!“ antwortete das Kind. Als der Vater starb, da kam ein Herr mit goldenem Kragen und einem Degen an der Seite zu uns, und brachte noch andere dergleichen Herren mit, die jedoch keine goldgestickten Kleider hatten. Er befahl ihnen, alle Thüren und Kasten zu verpetschieren, wie man die Briefe petschiert. Die Mutter aber und die Groß=mutter zogen hieher.“

„Wie heißt denn Deine Mutter?“ fragte Ma=thilde. „Sie heißt Wilhelmine, sagte das Kind.

Dieser Name traf Mathilden wie ein Blitzstrahl. Sie glaubte, in dem Gesichte des Kindes eine Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen ihrer Schwester Wilhelmine zu bemerken. „Wie heißest Du mit Deinem Zunamen?“ fragte Mathilde.

„Ich heiße Eulalia Müller“, sagte das Kind.

„Nein,“ dachte Mathilde „das trifft nicht zu.“ Indeß stiegen dennoch tausenderlei Gedanken in ihr auf. Sie schwieg aber, gab dem Kinde den Rest des Kuchens, schenkte ihm einen Dukaten, und befahl ihm, die Mutter zu grüßen.



Das Kind lief voll Freude nach Hause. Die Mutter war bei dem Anblicke des Goldstückes

erstaunt, und aß sogleich von dem Kuchen. „Die neue Gutsherrschaft," sagte sie, „ist doch in der That sehr wohlthätig! Nicht nur ihren Gutsangehörigen, sondern auch Fremden, die sich hier aufhalten, erweiset sie Gutes. Ich hoffe, die gnädige Frau werde in unsrer großen Noth unsere fernere Wohlthäterin sein. Ich kann mir gar keine liebreichere Frau denken, als diese vortreffliche Frau von Almen."

Zehntes Kapitel.

Die Frau von Hainburg.

„Sollte die Mutter dieses armen Kindes die Frau von Hainburg sein!“ dachte Mathilde wiederholt. „Denn der Mann, der meine Schwester Wilhelmine zur Ehe genommen hat, war ein Herr von Hainburg.“ Sie konnte fast die ganze Nacht nicht schlafen. Der Name ihrer Schwester Wilhelmine, und die Aehnlichkeit des Kindes mit Wilhelminen lagen ihr immer im Sinne. Sie konnte aber doch kaum glauben, diese arme fremde Frau sei ihre Schwester Wilhelmine, von der sie seit vielen Jahren nichts mehr gehört, noch viel weniger sie gesehen hatte.

Als Mathilde am folgenden Morgen mit Julie am Frühstücke saß, ließ Madame Müller, die

Mutter des Kindes, das von der gnädigen Frau gestern so reichlich beschenkt worden, sich melden, um für das großmüthige Geschenk zu danken. Mathilde sagte: „Die Frau solle herein kommen."

Es war Wilhelmine. Sie sah aber sehr blaß und abgemagert aus. Mathilde würde sie nicht mehr gekannt haben, wenn das Kind sie nicht zuvor aufmerksam gemacht hätte. Wilhelmine dachte aber nichts weniger, als daß die gnädige Frau, die, wie es einer adeligen Dame geziemt, fein und zierlich gekleidet, in dem prächtigen Zimmer auf dem Sopha saß und auch von sehr jugendlichem blühendem Aussehen war, ihre Schwester Mathilde sei, der sie ehemals mit solchem Uebermuth und so großer Verachtung begegnet war, dergleichen sich keine Magd hätte gefallen lassen. Auch war damals Mathilde wegen der vielen Arbeiten und schlechten Behandlung immer etwas bleich von Angesicht.

Wilhelmine sagte, daß sie durch die gegenwärtige Theuerung der Lebensmittel in große Noth versetzt worden, daß ihre Mutter gefährlich krank sei, und

daß sie sich außer Stand sehe, den Arzt aus der Stadt rufen zu lassen, ja daß sie der kranken Mutter nicht einmal die für eine Kranke dienlichen Speisen anschaffen könne.

Mathilde war zu bewegt, als daß sie ihrer Schwester sich sogleich hätte zu erkennen geben können. Auch wollte sie Wilhelminen, die sich unter fremdem Namen im Dorfe aufhielt, schonen. Sie hieß sie neben sich sitzen, und schenkte ihr Kaffee

ein. Sie befahl, der Kutscher solle auf der Stelle anspannen und in die Stadt fahren, den Arzt abzuholen. Sie versicherte, sie werde der Kranken

alle Speisen, die der Arzt für angemessen erachten würde, aus der Schloßküche abgeben lassen.

Wilhelmine stand auf, dankte mit einer tiefen Verneigung für das unverdiente hohe Wohlwollen der gnädigen Frau, und empfahl sich, weil sie ihre kranke Mutter nicht länger allein lassen könne.

Als es bereits Mittag war, kam der Doktor in dem Schlosse an, und brachte seine Frau mit. Die Doktorin sagte: „Der herrliche Frühlingstag und der leere Platz in der schönen Kutsche waren zu reizend und einladend für mich, als daß ich diese angenehme Spazierfahrt hätte unterlassen können. Ohne Vergleich wichtiger aber war mir, eine so ausgezeichnete Dame, als welche die Frau von Almen mir gerühmt worden, persönlich kennen zu lernen. Dabei rechnete ich darauf, die gnädige Frau werde bei Ihrer bekannten Güte diese meine Freiheit nicht ungnädig aufnehmen.“ Mathilde versicherte, Beide, sowohl der Herr Doktor als die Frau Doktorin, seien ihr gleich willkommene Gäste.

Der Doktor wollte nun sogleich seinen Krankenbesuch vornehmen. Frau von Almen sagte: „Ich werde Sie den nächsten Weg führen, und, bis Sie zurückkommen, die Frau Doktorin zu unterhalten suchen.“ Bei dem Gartenhause blieb sie stehen, wies dem Doktor die Wohnung der Kranken, und ging, bis er zurückkomme, mit der Doktorin in dem großen prachtvollen Garten, der im vollen Schmucke des Frühlings prangte, spazieren.

Nachdem der Doktor zurückgekommen war, setzte man sich zu Tische. Der Doktor sagte: „Die alte Frau von Reinhard befindet sich sehr schlecht; sie wird von diesem Krankenbette nicht mehr aufstehen.“

„Wie?“ sprach Mathilde, „kennen Sie diese Frau?“

„O ja wohl, sehr gut!“ sagte der Doktor; „nicht nur sie, sondern auch ihre Tochter, die Freifrau von Hainburg. Ich wohnte damals, bevor ich meine gegenwärtige Anstellung erhielt, als praktischer Arzt in einer entfernten Gegend, und war

der Hausarzt dieser adeligen Familie. Ich habe den seligen Herrn Baron in seiner letzten Krankheit täglich besucht."

Der Doktor und die Doktorin dachten nichts weniger, als daß diese erarmten Leute mit der Frau von Almen so nahe verwandt seien, sie sagten also Alles, was sie von denselben wußten, unverholen. Die unglückliche Familie war das einzige Gespräch bei Tische.

„Aber sagen Sie doch, lieber Herr Doktor," sprach die Frau von Almen, „wie war es doch möglich, daß die Leute von einem so großen Reichthume zu einer so tiefen Armuth herabgekommen sind?"

„Das ist sehr möglich," sprach der Doktor, „wenn man verschwenderisch lebt, sich kein Vergnügen versagt, und nicht an die Zukunft denkt. Der selige Herr Baron war ein herzensguter Mann, allein seine Finanzen waren schlecht. Er suchte deßhalb eine reiche Frau zu bekommen. Sonst hätte er wohl nicht außer dem Adel geheirathet. Indeß muß man es ihm zur Ehre nachsagen,

daß er mit dem angeheiratheten Vermögen alle seine damaligen Schulden bei Pfennig und Heller richtig bezahlte."

„Freilich wohl," sagte die Doktorin; „auch der reiche Schmuck, den er seiner Braut zum Präsent machte, wurde von ihrem Vermögen bezahlt."

Der Doktor sprach weiter: „Die eitle verschwenderische Schwiegermutter und ihre noch leichtsinnigere Frau Tochter beherrschten den schwachen gutmüthigen Mann ganz. Es ging sogleich nach der Hochzeit ein sehr lustiges Leben an. Sie besuchten zur Zeit des Karnevals die Residenz, begaben sich im Sommer in die Bäder und im Herbste an den Rhein, um an den Vergnügungen der Weinlese Theil zu nehmen. Die beiden Weiber drängten sich in alle, auch die gebildetsten Gesellschaften, und der gute Mann ging hinten darein. Die junge Frau hielt sich für ein Frauenzimmer von Bildung, weil sie in Romanen und Schauspielen ziemlich bewandert war. Allein sie legte in manchen Dingen, die heut zu Tage wohl jeder Bürgersfrau bekannt sind, eine so grobe Unwissenheit

an den Tag, daß ihr Herr Gemahl oft feuerroth wurde, und in große Verlegenheit kam."

„Davon," sagte die Doktorin mit sehr geläufiger Zunge, „erzählte man sich in der Stadt manches lustige Geschichtchen, das von Mund zu Mund ging. Die neugebackene gnädige Frau wurde sehr ärgerlich und verdrießlich, wenn man sie daran erinnerte, daß sie doch nur eine Bürgerstochter sei, und daß ihr Vater, Herr Fein, bloß ein Kaufmann gewesen. „Leider war er das!" sagte sie dann mit einem Seufzer; fügte aber, die Nase hoch erhebend, noch bei: „Er war jedoch ein sehr großer, reicher Kaufherr, ein Millionär, der bei zweimal hundert tausend Gulden im Vermögen hatte." Sie hatte gehört, ein Frauenzimmer vom Stande müsse in der Geschichte, Naturgeschichte und Erdbeschreibung bewandert sein, und wollte in dergleichen Kenntnissen doch auch nicht unwissend erscheinen. Allein sie kannte die Geschichte nur aus Schauspielen und Opern. Einmal sah sie in einem benachbarten Schlosse ein herrliches Gemälde, das die Königin Esther vor dem Throne

des Königs Assuerus vorstellt. Da rief die Frau von Hainburg ganz entzückt: „Das ist ein vortreffliches Stück; es ist aus der berühmten Oper: die Entführung aus dem Serail.“ Wieder einmal sprach sie von der Oper: die Vestalin, sagte aber anstatt vestalische immer westphalische Jungfrauen, und wunderte sich, daß in Westphalen die Jungfrauen so seltsam gekleidet sein sollen. Als man in einer Gesellschaft von den fremden Thieren redete, die eben in der Stadt angekommen waren, und für Geld zu sehen seien, unter denen sich ein großer Adler befinde — sagte sie: „Nun, den muß ich auch sehen; der muß mit seinen zwei Köpfen eine seltsame Figur machen.“ Als einmal an einer großen Tafel, zu Ende der Mahlzeit, Krebse aufgetragen wurden, erwähnte sie, daß die Krebse nur in den Monaten, in deren Namen sich kein R befindet, gut zu essen seien. „Es ist doch etwas Schönes um die Naturkunde,“ sagte sie; „ich habe mich schon viel mit ihr beschäftigt, und unter Anderem gar oft nachgesonnen, wie es doch komme, daß der Buchstabe R im Kalender auf die Krebse im Bache einen so großen Einfluß habe.

Allein ich konnte den Grund nicht finden. Die Gelehrten aber werden dieser wichtigen Sache wohl noch weiter nachforschen.“ Ein andermal war von den besten Landkarten die Rede. „O,“ sagte sie, „mein Vater hatte ein ganzes großes Buch voll der allerkostbarsten Landkarten; ich habe sie zwar nie angesehen, sie waren aber, so viel ich weiß, alle auf Atlaß gedruckt; denn mein Vater nannte sie nur immer seinen Atlaß.“

„Damit,“ sprach der Doktor, „machte die Frau von Hainburg sich allerdings lächerlich; allein ohne diese und ähnliche Kenntnisse, die ihr fehlten, hätte sie dennoch eine recht gute Frau und treffliche Hausmutter sein können. Es fehlte ihr aber gerade die Hauptsache. Sie hatte keine gründliche Erkenntniß unsrer heiligen Religion und weder Ehrfurcht vor Gott, noch Liebe zu den Menschen. Sie besuchte die Kirche an Sonntagen und besonders an hohen Festtagen nur, um sich in einem neuen prächtigen Anzuge sehen zu lassen, und unter der Predigt sann sie blos nach, wohin sie Nachmittags ausfahren wolle, und an welchem der vielen Ver-

gnügungsorte es wohl am glänzendsten und lustigsten zugehen werde. Die schönen weiblichen Tugenden, Sittsamkeit, Bescheidenheit, sanftes Betragen fehlten ihr ganz; sie war sehr hochmüthig, auffahrend, tadelsüchtig und ohne alles Wohlwollen gegen ihre Mitmenschen. Sie konnte einen dürftigen Greis oder eine arme verwittibte Mutter vieler Kinder, die sie um eine Gnade ansprachen, mit einem rothen Kreuzer oder gar mit Vorwürfen und Schimpfworten abfertigen, und gleich darauf für überflüssigen Putz ein paar Goldstücke hingeben, oder gar auf den Abend deren ein Dutzend mit lachendem Munde am Spieltische verlieren, voll Stolzes auf ihren Reichthum, und um zu zeigen, daß sie das Geld nicht zu achten brauche."

„Von der Haushaltung," sprach die redselige Doktorin, „verstand sie nun vollends gar nichts. Auch davon weiß ich eine Menge lächerlicher Histörchen zu erzählen. Eines Tages kam der Herr Baron mit einem andern adeligen Herrn ganz unerwartet von der Jagd zurück. Beide waren sehr hungrig, und der Herr Baron sagte zu seiner Frau: „Mache doch, daß wir sogleich etwas zu

essen bekommen.“ Sie kam in große Verlegenheit, und sagte, daß die Köchin eben ausgegangen sei, sie wisse nicht, wohin. Er aber sprach: „Wir wollen mit Allem vorlieb nehmen. Sei so gütig, Dich selbst zu bemühen, und uns wenigstens einen Eierkuchen oder gebackene Eier zu machen.“ Die gnädige Frau ging in die Küche, schlug Eier in eine Pfanne, und brachte sie über das Feuer — wußte aber nicht, daß man zuvor Schmalz oder Butter in die Pfanne thun müsse. Die Eier brannten an, und der brenzliche Geruch verbreitete sich durch das ganze Haus.“

„Die Dienstboten bemerkten bald, daß die gnädige Frau von der Haushaltung ganz und gar Nichts verstehe, hatten sie zum Besten und betrogen sie auf mancherlei Weise. Die Frau kam einmal von Ungefähr in die Küche. Die Köchin hatte eben eine große Pfanne voll Schmalz auf dem Feuer, um für die Leute im Hause kleine Kuchen oder sogenannte Küchlein zu backen. „Wie,“ sagte die Frau unwillig, „eine so ungeheure Pfanne voll Schmalz wollt Ihr zu einer Speise für die

Domestiken verwenden?“ „Seien Sie ruhig,“ flüsterte die Köchin ihr leise zu, und sagen Sie den Leuten im Hause nichts davon. Es ist nur oben ein wenig Schmalz, unten ist nichts als lauter Wasser.“ „Ah,“ sagte die Frau, „dann laß ich es gelten“ — und die Köchin konnte kaum das Lachen zurückhalten. Das war nur eine kleine Täuschung. Allein da die Frau weder den Preis der Eßwaaren, noch wie viel man davon zu einer Mahlzeit brauche, zu beurtheilen wußte, so ward ihr gar oft das Zweifache oder gar das Vierfache in Rechnung gebracht.“

„Nun genug,“ sagte der Doktor; „durch die schlechte Wirthschaft im Hause und den großen Aufwand außer dem Hause ward das schöne, große Vermögen, das die Frau ihrem Manne zugebracht, und von dessen Hälfte er seine früheren Schulden bezahlt hatte, in dem Laufe einiger Jahre rein aufgebraucht. Die heillosen Weiber stürzten den guten Baron aufs Neue in fast so große Schulden, als er zuvor gehabt hatte. Der Mann war nun=mehr so arm, als vor seiner Heirath. Er wurde

AUGSBURG

vor Kummer krank und starb. Nach seinem Tode wurde das Schloßgut nebst sämmtlichen Mobilien gerichtlich verkauft. Der Frau blieb nichts, als ihre Kleidung, nebst einigen wenigen Kostbarkeiten. Sie gerieth in große Verachtung. Der Adel, der sie als eine Eingedrungene betrachtete, und dem sie auch sonst wenig Ehre gemacht hatte, brach allen Umgang mit ihr ab, und die Bürgerlichen, denen sie immer stolz und verächtlich begegnet hatte, wollten nichts mehr von ihr wissen. Der Aufenthalt in der Stadt war ihr unerträglich; sie zog hieher auf das Land. Aber auch hier wußte sie nicht zu sparen. Sie verkaufte Kleider und Schmuck, und gerieth zuletzt in die äußerste Armuth und Noth."

„So hatte noch ein jeder Mann, der nur um des Geldes willen eine Frau nahm, es in der Folge zu bereuen; so nahm es mit eiteln, vergnügungslustigen Weibern noch immer ein trauriges Ende."

„Doch," sagte der Doktor, „obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß die zwei Damen eine

sehr leichtsinnige Lebensart geführt haben, so wollen wir dennoch über das Vergangene den Vorhang ziehen. Ihre gegenwärtige Lage erregt Mitleid. Ich werde für meine Krankenbesuche nichts anrechnen. Lassen Eure Gnaden die zwei bemitleidswerthen Frauen, besonders aber das hilfsbedürftige Kind, Ihrer fernern Huld und Gnade empfohlen sein."

Frau von Almen versprach, es zu thun, und der Doktor stand, da es jetzt abgespeist war, unverzüglich auf, indem er sagte, daß er noch andere Kranke zu besuchen habe.

Elftes Kapitel.

Die Kranke.

Während der Doktor und die Doktorin an der Tafel der Frau von Almen in dem schönen heiteren Speisesaal sehr vergnügte Stunden zubrachten, waren die Kranke und ihre Tochter Wilhelmine sehr traurig und betrübt. Schon das war für Beide, Mutter und Tochter, kein geringer Schrecken, als ihr ehemaliger Hausarzt, der sie noch in ihrem vorigen Glanze und ihrer ganzen Herrlichkeit gesehen hatte, in ihr düsteres, ärmliches Stübchen hereintrat, wo sie ganz unbekannt, und wenigstens vor Spott und verdienter Verachtung gesichert zu leben glaubten. Der Arzt benahm sich gegen Beide sehr liebreich und freundlich. Die Kranke erkannte jedoch sogleich an seinen bedenklichen Mienen, als er ihr den Puls fühlte,

daß es mit ihr sehr schlimm stehe. Wilhelmine begleitete ihn heraus vor die Hausthüre, und

fragte: „Nun, mein liebster Herr Doktor, wie finden Sie meine Mutter?“ „Sie ist höchst gefährlich krank,“ sagte der Arzt, „sie lebt kaum mehr acht, ja vielleicht nur mehr drei Tage. Und ich halte es als Arzt für meine Pflicht, Ihnen das unverhohlen zu sagen. Lassen Sie einen Geistlichen rufen. Die beklagenswerthe Kranke hat in der That Vieles zu bereuen. Sie hat, wenn es noch nicht geschehen sein sollte, sehr nöthig, sich mit Gott auszusöhnen. Ich war, wie Sie Sich erinnern

werden, der Arzt des seligen Herrn von Hainburg. Ich darf sagen, er war mein Freund, und klagte mir oft seine Noth. Der nagende Gram über die übermäßige Verschwendung, die wider seinen Willen in seinem Hause herrschte, und wie er wohl voraus= sah, ihn an den Rand eines Abgrunds bringen werde, war die Hauptursache seiner Krankheit und seines frühen Todes. Einen großen Theil der Schuld daran hat die Kranke zu verantworten. Bringen Sie ihr bei, daß sie in wenigen Tagen unvermeidlich sterben werde. Reden Sie ihr zu, daß sie sich auf ihren nahen Tod vorbereite. Sie werden ihr da nichts ganz Unerwartetes sagen. Ganz gewiß fühlt sie, daß ihr Tod nicht mehr ferne sei. So nahe denkt sie ihn aber doch nicht. Sie wird über die Nachricht allerdings erschrecken. Allein was ist ein bald vorübergehender Schrecken gegen eine unselige Ewigkeit! Es ist nichts Geringes, vor dem Gerichte Gottes zu erscheinen! — Fürchten Sie auch nicht, daß Sie so die Krankheit Ihrer geliebten Mutter verschlimmern werden. Man könnte wohl sagen, es sei da nichts mehr zu verderben. Allein ich denke, die Kranke werde vielmehr, wenn

sie ihre Zuflucht zu Gott nimmt, in Ihm Trost finden, ruhiger werden, und da sie nun einmal nicht mehr länger leben kann, wenigstens selig sterben. Der Herr Pfarrer dahier ist ein sehr würdiger Geistlicher, mit dem ich schon an manchem Krankenbette zusammengetroffen habe. Der erleuchtete, gottselige Mann weiß den Sterbenden die Hoffnung des ewigen Lebens so in das Herz zu bringen, daß sie die Schrecken des Todes für nichts achten."

Wilhelmine hatte zitternd und bebend den Arzt so reden hören. Sie fühlte, der größte Theil der Schuld, daß ihre Mutter in solchem Elende, in so tiefer Armuth sterben müsse, liege auf ihr selbst, wiewohl der Arzt es nicht deutlich gesagt hatte. Indeß hatte sie gar nicht daran gedacht, daß ihre Mutter an dieser Krankheit sterben werde. Sie hatte vielmehr geglaubt, die bessere Nahrung aus der Schloßküche werde der armen Kranken wieder aufhelfen.

Es war ihr unmöglich, sogleich zum Krankenbette der von ihr noch immer geliebten Mutter

hineinzugehen. Sie blieb lange mit festgefalteten Händen und schmerzlich zum Himmel erhobenen Augen vor der Hausthüre stehen. „Es ist schrecklich," seufzte sie, „daß ich, so zu reden, meiner Mutter das Leben absagen soll, wie man einem armen Sünder das Leben abzusagen pflegt, er müsse in drei Tagen sterben. Doch, ich sehe wohl, es muß sein. Ich kann dem Arzte nicht Unrecht geben." Sie flehte zu Gott um die Gnade, die Schreckensnachricht der kranken Mutter auf die schonendste Weise beibringen zu können.

Mit betrübtem Angesicht, denn sie bemühte sich vergebens, ihre Betrübniß ganz zu verhehlen, trat sie an das Krankenbett. Die Kranke sprach: „Liebste Tochter! ich weiß schon, was Du mir sagen willst. Du hast zwar, als Du unter der Hausthüre mit dem Arzte redetest, der kleinen Eulalia befohlen, hinein zu gehen. Sie hat aber noch die Worte des Arztes gehört, in drei Tagen werde ich sterben müssen. Weinend und schluchzend kam sie herein, fiel mir um den Hals, und erzählte mir, was der Arzt gesagt hatte."

„Je nun," seufzte die Kranke, „der Wille Gottes geschehe! Ich habe in dieser Welt nichts zu verlieren. Ich entgehe da vielem Jammer und Elende, das ich bisher erdulden mußte und das mir noch fernerhin bevorstünde. Allein wie es mir in jener Welt ergehen werde, das ist mein tiefster Kummer."

„Doch, seid nun still," sprach sie zu Wilhelmine und Eulalia, „und redet kein Wort mehr; ich muß nun nachdenken — und beten. Stört mich nicht."

Sie schwieg und lag mit gefalteten Händen und verschlossenen Augen lange so da. Nur seufzte sie von Zeit zu Zeit, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen.

Frau von Almen hatte zu Mittag sehr gut bereitete Speisen geschickt und auf besonderes Anrathen des Arztes eine Flasche köstlichen Wein. Die Kranke genoß von allem blos ein paar Löffel voll Suppe. Wilhelmine und Eulalia erquickten sich aber nach langem Hunger an den guten Speisen gar sehr. Gegen Abend trank die Kranke auf

Wilhelminens Zureden ein Gläschen von dem Weine. Sie fühlte sich davon gestärkt. Als es bereits dunkel war, brachte der Kutscher, der den Doktor in die Stadt zurück geführt hatte, die Arznei. Die Kranke nahm nach Vorschrift davon, und fühlte ihre Kräfte noch mehr gehoben.

„Liebe Wilhelmine," sprach sie, „bringe nun Eulalia zur Ruhe." Wilhelmine führte das Kind die Treppe hinauf in ein Dachkämmerlein, zündete dann ein kleines Nachtlicht an, wovon das düstere Stübchen nur sehr sparsam erleuchtet wurde, und setzte sich an das Krankenbett ihrer Mutter, um bei ihr zu wachen.

Nachdem die Kranke eine Weile geschwiegen hatte, sprach sie: „Liebste Wilhelmine! ich habe Vieles mit Dir zu reden. Ich habe unsern bisherigen Lebenswandel überdacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so unaussprechlich leichtsinnig dahin leben konnte. Ehrbegierde, Vergnügungssucht und das thörichte Vertrauen auf den vergänglichen Reichthum haben mich verblendet, ja ganz blind gemacht. Ohne Vergleich schmerzhafter aber, als

alle unsere gegenwärtige Armuth, als unser äußerster Mangel, ist mir das Gefühl, dieses unser Elend selbst verschuldet zu haben. Ach, es ist etwas Schmerzliches um die Reue. Die Sünde ist das größte Uebel in der Welt; sie macht uns peinliche Gewissensunruhe, die ein beständig nagender Wurm ist. Man sollte sich schon deßhalb vor der Sünde hüten, um sich die Reue zu ersparen."

„Vor Allem muß ich Dich, liebste Tochter, um Vergebung bitten, daß ich Dich nicht besser erzogen habe. Ich hätte Dich strenger anhalten sollen, etwas Rechtes zu lernen; ich hätte Dich von Deiner Kindheit an zu Fleiß und Ordnung und besonders zum schnellen Gehorsam gewöhnen sollen. Allein ich war zu nachsichtig gegen Dich. Ich glaubte in meinem Unverstande, es geschehe aus Liebe; allein es war im Grunde wahre Grausamkeit. Ich habe Dich sehr unglücklich gemacht." Sie nahm Wilhelmine bei der Hand und sprach mit Thränen in den Augen: „Verzeih mir!"

„O liebste, liebste Mutter!" rief Wilhelmine, und brach in einen Strom von Thränen aus,

Sie sind zu gütig gegen mich! Ich bin schon, so lange ich denke, ein recht eigensinniges widerspänstiges Kind gegen Sie gewesen. Wie oft habe ich das, was Sie mir befohlen, ja, um was Sie mit liebreichen Worten mich gebeten haben, nicht gethan, wie oft trotzig gesagt: Ich mag nicht! Wie oft habe ich meinen Willen durch Weinen und Heulen durchzusetzen gewußt? Als ich aber in den vollen Besitz meines Vermögens kam, und nun selbst die gebietende Frau des Hauses zu sein glaubte, wie stolz und übermüthig habe ich mich gegen Sie betragen! Sie haben mich damals mütterlich ermahnt, zu sparen; Sie haben mir vorausgesagt, wie es mir ergehen werde. Damals wäre es noch nicht zu spät gewesen, mich zu warnen. Ich ließ mich aber nicht warnen. Ich gab Ihnen vielmehr sehr harte Reden, und warf Ihnen wohl gar vor, daß Sie früherhin eben so gehandelt haben. Ich habe das vierte Gebot schlecht befolgt; darum geht es mir nun so übel. Gegen die übrigen Gebote aber: Du sollst nicht tödten, und wie sie weiter heißen, glaube ich mich nicht verfehlt zu haben. Mein einziger Fehler war, daß ich nicht sparen konnte."

„O Wilhelmine, wie irrst Du Dich," sprach die Mutter. „Du hast freilich keinen Menschen lebensgefährlich verletzt; aber Du hast durch Deinen Stolz auf Dein großes eingebrachtes Vermögen, durch Deine verderbliche Verschwendung Deinem guten seligen Manne großen Kummer gemacht, und ihn in ein frühes Grab gebracht. Du hast ihm die eheliche Treue nie gebrochen; allein anstatt ihm eine getreue Lebensgefährtin zu sein, warst Du seine Quälerin und die größte Plage, die er auf Erden gehabt hat. Du hast freilich nicht gestohlen; allein Du hast Schulden gemacht, von denen Du voraus sehen mußtest, daß sie nicht bezahlt werden konnten! Wie viele Kaufleute, Handwerker, bedürftige Familienväter haben an Dir das Ihrige verloren. Das war auch gestohlen! Mancher Dieb starb am Galgen, der seinen Mitmenschen nicht den zehnten Theil eines solchen Sündengeldes entwendet hat. Doch genug! Ich habe freilich alle diese schweren Sünden auch begangen. Ich bereue diese meine Sünden mit bittern Thränen. Bereue Du die Deinen auch! Ge-

denke, daß wir dieses Alles vor dem Richterstuhle Gottes werden verantworten müssen."

Wilhelmine, die sonst ihrer Mutter gar oft heftig widersprochen hatte, gab ihr Recht. Das Elend hatte sie mürbe gemacht. Sie fing an zu weinen. Beide vergoßen heiße Thränen, und redeten lange kein Wort mehr. Endlich fing die Mutter wieder an: „Liebe Wilhelmine! Ich weiß, daß Du, trotz meiner und Deiner Fehler, mich dennoch liebst. Du wolltest mich nicht verlassen, bevor Du mir die Augen zugedrückt hättest. Allein was willst Du nach meinem Tode anfangen?"

Wilhelmine sagte: „Ich habe schon oft daran gedacht. Sogleich, nachdem wir aus dem Schlosse Hainburg ausgewiesen worden, nahm ich mir vor, in dem Klavierspielen oder in der französischen Sprache Unterricht zu geben. Denn ich ward ja, als wir noch große Tafeln geben konnten, als eine Meisterin auf dem Klavier von den Gästen oft bewundert. Auch wegen meiner guten französischen Aussprache ward ich oft gelobt. Ich sprach deßhalb mit dem Musikdirektor, dessen Concerte wir sehr

fleißig besucht hatten. Allein ich bemerkte, daß er sich Mühe gab, das Lachen zurück zu halten. „Sie hätten vorerst selbst noch Vieles zu lernen, bevor sie Andere unterrichten könnten," sprach er. „Sie haben kaum ein halb Dutzend Stücke erträglich klimpern gelernt. Vom Blatt weg wissen Sie nicht das leichteste Stückchen zu spielen. Zur Musiklehrerin taugen Sie ganz und gar nicht." Ich wendete mich hierauf an meinen ehemaligen französischen Sprachmeister. Auch dieser sagte: „Das geht nicht! Sie würden sich einer strengen Prüfung unterziehen müssen; ich versichere Sie aber, Sie würden darin nicht bestehen." Nun dachte ich, Beschließerin in dem Hause irgend einer hohen Herrschaft zu werden, wäre immer auch noch Etwas! Ich sprach darüber mit der Frau Kronen=wirthin, in deren prächtigem Gasthofe öfter des Jahrs großer Ball gewesen, auf dem wir uns allemal richtig eingefunden haben. Sie war früherhin Beschließerin in einem gräflichen Hause, dachte ich; sie war immer sehr höflich gegen mich, und wird mir die beste Auskunft geben. Allein sie legte mir eine Menge Fragen vor über die Führung

eines großen Hauswesens, über die Besorgung des weißen Zeuges und der Betten, über den Einkauf, die Güte und den Preis von mancherlei Waaren und von hundert in einem solchen Hause erforderlichen Dingen. Ich wußte auf diese Fragen nicht zu antworten. Ich sah wohl ein, auch damit sei es nichts. Es fiel mir nun ein, Köchin zu werden; allein ich gedachte an jenen verbrannten Eierkuchen, und verwarf auch diesen Gedanken. Das Einzige, dachte ich, was mir noch übrig bliebe, wäre, wenn auch nur in einem bürgerlichen Hause, als Magd zu dienen. Allein nie habe ich eine Hand naß gemacht, nie einen Besen berührt. Wie könnte ich waschen, oder ein Haus, Stubenboden und Treppen rein halten? Ich wäre, da ich meine Kräfte nie geübt habe, wahrlich nicht im Stande, einen Wasserkübel oder einen Arm voll Holz die Stiegen hinaufzutragen. Ach, was soll ich anfangen?"

Die Mutter sagte: „Gott wolle sich Deiner erbarmen! Ich weiß Dir nicht zu rathen. Zu Ihm flehe ich. Vertrau' auch Du auf Ihn. Er kann, was ich nicht kann. Er ist der allgemeine

Helfer in aller Noth!“ Beide schwiegen lange, tief betrübt und heiße Thränen vergießend.

Jetzt erlosch das kleine Nachtlicht, und sie sahen sich plötzlich in tiefe Finsterniß versetzt. Wilhelmine hatte das Oel bei dem Krämer auf Borg genommen. Da aber das letzte noch nicht bezahlt war, so hatte er ihr, ungeachtet ihres dringenden Bittens, nur sehr wenig gegeben. Die Glocke auf dem Kirchthurme schlug zwölf Uhr. Wilhelmine sollte der Kranken Arznei reichen. Allein sie mußte im Dunkeln lange suchen, das Arzneiglas und den blechernen Löffel zu finden. Sie mußte sehr Acht haben, die Arznei nicht zu verschütten; sie hatte Mühe, der Kranken den Löffel in die Hand zu geben. „Ach,“ seufzte Wilhelmine, „wie elend müssen sich doch arme Leute behelfen! Erst, als wir sogar arm wurden, fiel es mir ein, wie wehe es thue, arm zu sein, wie hart es sei, des täglichen Brodes, der nöthigen Kleidungsstücke, des Holzes im rauhen Winter, des Lichtes bei dunkler Nacht entbehren zu müssen! O wie oft, wie oft habe ich an dem grünen Tische in den Bädern so viel

Gold verloren, womit ich Tausende von Armen hätte erquicken können! Wie bequem und gemächlich hätten wir Monate, wohl Jahre lang von dem Gelde leben können, das ich in Gesellschaften nicht selten auf eine Karte gesetzt und verloren habe. Es ist unverzeihlich! Ach, ich selbst bin Schuld, daß wir so arm sind! Es ist eine Strafe Gottes. Schon oft hatte ich gewünscht zu sterben — wenn die kleine Eulalia nicht wäre! So oft ich sie ansehe, geht mir ein Stich durch das Herz. Sie ist ein sehr gutes Kind, fromm, lernbegierig und folgsam. Wie oft erfreute sie mich, wenn sie mir mit kindlicher Lebhaftigkeit und Herzlichkeit erzählte, was sie in der christlichen Lehre und in der Schule vernommen hatte, und was ich, ihre Mutter, bisher selbst nicht gewußt habe. Allein was soll aus ihr werden? Sie in ein Erziehungsinstitut zu bringen, wäre wohl das Beste. Aber wie könnten wir die Kosten bestreiten? Wir können ihr ja kaum das trockene Brod reichen! O, wie sinnlos habe ich gehandelt, mein großes Vermögen so leichtsinnig zu verschwenden! Es brächte mich, wenn ich nicht auf Gottes Barmherzigkeit vertraute, zur Verzweiflung!“

Die Nacht wurde der Kranken und der Krankenwärterin sehr lang, indem sie gar nichts sahen. Sie hörten auch nichts, als den Glockenschlag der Thurmuhr und den Ruf des Nachtwächters.

Endlich merkte Wilhelmine, daß die kranke Mutter eingeschlafen sei, und, indem sie nur leise athmete, sehr ruhig schlafe. Auch sie entschlief. Da träumte ihr von Mathilde. Die verstoßene Schwester stand hell und deutlich vor ihr. Ihr Angesicht war lieblich und freundlich, aber doch wehmüthig. In einer Hand hielt sie einen gesiegelten Brief; mit dem Zeigefinger der andern Hand deutete sie darauf. Wilhelmine erwachte. Es ist sehr begreiflich, daß ihr von Mathilde träumte. Als sie in dem Schlosse zu Almen ihre Schwester Mathilde, ohne sie zu erkennen, gesehen hatte, bemerkte sie in deren Angesichte doch etwas, das sie an Mathilde erinnerte. Warum ihr der Brief im Traume vorgekommen, konnte sie, so lange sie träumte, nicht begreifen. Allein sobald sie erwachte, fiel ihr ein, Mathilde habe, nicht lange nach ihrer Abreise, aus Frankfurt an die Mutter geschrieben.

Die Mutter hatte aber, dachte Wilhelmine, von einem reisenden Kaufmanne, von dem sie viele Waaren kaufte, vernommen, der Goldschmied, zu dem Mathilde sich begeben hatte, werde wegen Schulden in das Gefängniß kommen. „Aha," sagte die Mutter, „sie wird von uns Geld verlangen; daraus wird nichts." Sie warf den Brief uneröffnet in das Kaminfeuer, an dem wir eben saßen. Etwa nach einem halben Jahre schrieb Mathilde an mich. Ich habe den Brief eben so, ohne ihn zu lesen, vertilgt. Wir hätten das nicht thun sollen! Wir hätten die Briefe doch wenigstens lesen sollen! Seit dieser Zeit haben wir nichts mehr von ihr gehört. Ach, die gute Mathilde! O sie war immer so bescheiden, so arbeitsam, so geduldig! Wir hätten nicht so grausam gegen sie sein sollen. Wie geht es ihr wohl jetzt? Lebt sie wohl noch — und wo? Ach, wo ich nur hinblicke, an was ich nur denke, begegnen mir Vorwürfe."

Endlich nach einer traurigen Nacht brach die Morgenröthe an, und schien durch das schmale,

trübe Fenster in die kleine Stube. Die Mutter erwachte auch. „Liebe Wilhelmine," sprach sie, „nimm Dein Gebetbuch und lies mir, da es nunmehr Tag ist, ein Gebet für Kranke und Sterbende vor." Wilhelmine las mit zerknirschtem und reumüthigem Herzen, und mit einem eben solchen Herzen

hörte die Mutter zu. Die Worte: „Ein reumüthiges und zerknirschtes Herz verschmäht Gott nicht!" waren Beiden sehr tröstlich. Wilhelmine las weiter: „Wir Menschen alle sind Sünder! wir alle haben Vieles gethan, was gegen Gottes heilige Gebote ist; wir alle haben Vieles unterlassen, was Gott

von uns fordert. Es ist aber ein theures, kost=bares Wort, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen."

„Das ist es," sprach die Mutter; „dieses Wort ist unser bester Trost. Ich will mich nun noch mehr vorbereiten, mich mit Gott auszusöhnen, und dann rufe mir den Herrn Pfarrer."

Zwölftes Kapitel.

Das Wiedererkennen.

Schon am frühen Morgen besuchte Frau Mathilde von Almen ihre alte, kranke Mutter, wiewohl dieselbe wegen ihrer stiefmütterlichen Hartherzigkeit des schönen Mutternamens nicht werth war. Mit bangem Herzen trat sie in das enge, niedrige Stübchen. Mathilde erschrack über das knöcherne, todtenbleiche Gesicht, das ehemals so voll und blühend gewesen. Sie war innig betrübt, die alte kranke Frau, die vorher in Glanz und Ueberfluß so leichtsinnig gelebt hatte, die aber doch ihre Mutter war, nun in dem äußersten Mangel und Elende zu sehen. Die Kranke lag in einem sehr armseligen Bette. Mathilde setzte sich mit Thränen in den Augen an das Krankenbett. Die Kranke ward von der Gnade, daß die gnädige Frau sie besuche, und ihr

so viele Theilnahme erweise, bis zu Thränen gerührt; sie hatte nicht die geringste Ahnung, diese Frau, gegen die sie so große Ehrfurcht empfand, sei ihre Tochter. Mathilde fragte sehr liebreich nach ihrem Befinden, tröstete sie freundlich, sprach ihr Muth ein und versprach ihr, sie auf alle erdenkliche Weise zu unterstützen. Wilhelmine stand indeß mit gefalteten Händen weinend unten am Bette. Die kleine Eulalia hatte sich an die freundliche Frau, die ihr vorgestern Kuchen gegeben hatte, zutraulich angeschmiegt, und blickte lächelnd zu ihr auf; ihre Mutter und Großmutter aber nannten die Frau von Almen, die jetzt aufstand, zu gehen, einen Engel des Himmels, den ihnen Gott zugesendet habe, sie aus dem tiefsten Elende zu erretten.

Mathilde besuchte ihre kranke Mutter am folgenden Morgen wieder, und schickte so viele Speisen, daß auch Wilhelmine und Eulalia sich daran satt essen konnten. Ja sie brachte, da sie aus ihrem Garten nur wenige Schritte hinüber hatte, der Kranken manche der auserlesensten Speisen selbst. Der Doktor kam nach zwei Tagen wieder,

und fand die Krankheit im Zunehmen und höchst gefährlich. Am dritten Tage, als Mathilde an das Krankenbett trat, fühlte die alte kranke Frau sich ihrem Tode nahe, streckte ihr die abgezehrte Hand entgegen und sagte: „Beste gnädige Frau! Sie haben unaussprechlich viel Güte für mich gehabt. Gott wolle es Ihnen vergelten, denn Er kann es allein! O ich bitte Sie, lassen Sie meine arme verlassene Tochter und meine Enkelin, dieses liebenswürdige, aber bedauernswerthe Kind, Ihrer fernern Güte genießen.“

„Aber dann,“ fing sie an, „liegt mir noch eine andere Bitte, wie ein schwerer Stein auf dem Herzen.“ Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen, richtete sich in dem Bette auf, und sprach: „O versprechen Sie mir, diese Bitte einer Sterbenden zu erfüllen; sonst kann ich nicht ruhig sterben. Ich habe noch eine zweite Tochter, die zwar nur meine Stieftochter, aber eine sehr gute Tochter ist. Diese habe ich durch meine Verschwendung beinahe um ihr ganzes väterliches Erbtheil gebracht. Ich habe sie, so lange sie bei mir war, sehr hart behandelt,

und am Ende sie grausam verstoßen. Sie kam zu einem Anverwandten, einem bürgerlichen Goldarbeiter in Frankfurt, bei dem sie, wie ich denke, Magddienste leistete. Ich war so thöricht, mich deßhalb ihrer zu schämen, und bekümmerte mich weiter nicht mehr um sie. Wirklich weiß ich gar nichts mehr von ihr, nicht, ob sie noch lebe, oder wo sie lebe. Vielleicht ist sie durch meine Schuld sehr arm, verlassen und unglücklich, zumal ihr Anverwandter, der Goldschmied, wie man mir sagte, sich in sehr mißlichen Vermögensumständen befand. Ach, ich denke, mein gegenwärtiges Elend ist eine Strafe Gottes für die Hartherzigkeit, mit der ich dieser guten Tochter begegnete. O sie war, was ich damals nicht erkennen wollte, aber nun wohl einsehe, so gut, so willig, so dienstfertig, so unermüdet, fleißig, und hat meinen Uebermuth mit einer solchen Sanftmuth und himmlischen Geduld übertragen, daß ich ohne Thränen nicht daran denken kann. Ich kann es nicht aussprechen, wie meine damalige Gefühllosigkeit mich jetzt reue! O lassen Sie, ich bitte Sie eines Bittens, ihr nachforschen. In Frankfurt ist sie wahrscheinlich noch zu erfragen.

Und wenn sie Hülfe bedürfen sollte, so wenden Sie die unverdiente Güte, die Sie mir Unwürdigen erzeigten, ihr zu, die es mehr verdient. O versprechen Sie mir dieses, und ich sterbe ruhig."

Nun konnte Frau von Almen sich nicht mehr halten. Sie sprach, in Thränen ausbrechend: „Seien Sie ruhig; Mathilde ist glücklich. Gott hat für sie gesorgt; Er hat ihr Alles zum Besten gelenkt." „Ach Gott!" rief die Kranke, „so wissen Sie von ihr? O erzählen Sie, ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, was Sie von ihr wissen!" Frau von Almen sprach: „Ich bin jene Mathilde, für die Sie nunmehr so viele Liebe empfinden!"

Die Sterbende sank, wie von einem Blitze getroffen, zurück auf ihr Bett. Mathilde suchte sie zu beruhigen. „Ich habe," sagte sie, „meine liebe Schwester Wilhelmine, als sie das erste Mal über meine Schwelle trat, sogleich wieder erkannt. Was sie mir von Ihnen, liebste Mutter, erzählte, ging mir tief zu Herzen, und ich habe mich deßhalb Ihrer thätiger, als anderer Bedrängten angenommen."

Sie umarmte weinend ihre todtkranke Mutter. Die Mutter war vor Erstaunen noch immer außer sich. Sie vermochte nicht zu reden, sie konnte nur

weinen. Sie fühlte es im Innersten des Herzens, daß es göttlich schön sei, Beleidigungen zu vergeben und Böses mit Gutem zu vergelten.

Wilhelmine, die dabei stand, war wie vernichtet. Alle Unbilden, die sie ihrer guten Schwester angethan hatte, kamen ihr zu Sinn. Sie fiel vor ihrer Schwester auf die Kniee nieder, streckte beide Arme gegen sie aus, und flehte mit heißen Thränen

um Vergebung. „Ach," rief sie, „erbarmen Sie Sich meiner und verzeihen Sie mir!"

Mathilde hob sie auf, und schloß, weinend und schluchzend, sie in ihre Arme. Es war ein herzerschütternder Auftritt, voll unaussprechlicher Wehmuth und unbeschreiblicher Seligkeit. Besonders fühlte Mathilde es im Innersten ihres Herzens: „So selig es ist, zu geben, so ist Vergeben doch noch viel seliger."

Nachdem Alle etwas ruhiger geworden, setzte Mathilde sich wieder an das Krankenbett, und erzählte, wie der Schatten des betenden Kindes, der kleinen Eulalia, ihr die erste Veranlassung gab, deren Mutter und Großmutter zu entdecken. „Das hat Gott so gefügt," sagte sie. „Ihm sei ewiger Dank! Er hat das Gebet des frommen Kindes erhört. Er hat unzählige Mittel, denen zu helfen, die in der Noth Ihn anrufen. Ihm muß das Geringste dazu dienen — sogar der Schatten an der Wand."

„Ich will mich nun auch mit Gott aussöhnen," sprach die Todtkranke. Sie ließ noch an demselben

Abende den Pfarrer rufen, und empfing am andern Morgen mit großer Andacht die heilige Kommunion,

wobei Mathilde und Wilhelmine, Julie und Eulalia knieend und betend zugegen waren. Die Nacht darauf starb sie. Ihre zwei Töchter, in schwarzen Flor gehüllt, begleiteten die Leiche zu Grabe; ihre beiden Enkel gingen, schwarz gekleidet und mit weißen Tüchern in der Hand, vor ihnen her.

Einige Tage nach dem Leichenbegängnisse kam Eduard mit seinem Vater, der noch immer sehr gesund und rüstig war, Abends in dem Schlosse an, um hier einige Tage zuzubringen. Mathilde erzählte, wie sie ihre Mutter und Schwester wieder

gefunden habe, daß die Mutter aber sogleich darauf gestorben sei. Sie sagte, daß sie wünsche, ihre Schwester zu sich zu nehmen, und deren Tochter Eulalia mit ihrer Tochter Julie zu erziehen. Sie habe aber nichts beschließen wollen, ohne vorher die Meinung ihres Mannes zu hören. Eduard war sogleich bereit, das Kind anzunehmen; allein die Schwägerin in sein Haus aufzunehmen, hatte er nicht geringe Bedenklichkeiten.

Der alte Herr aber sprach mit sehr ernster Miene: „Mit Leuten, die in Nichtsthun und Vergnügungssucht, in Leichtsinn und Verschwendung aufgewachsen sind, ist nicht viel anzufangen; sie bessern sich selten. Wilhelmine scheint zwar durch ihr Elend zu bessern Gesinnungen gekommen zu sein; ich zweifle aber, ob sie ihren Sinn ernstlich geändert hat. Sie würde sich schwerlich an Fleiß und Ordnung gewöhnen. Ja, wenn sie unsern Wohlstand erblickte, würden die alten Neigungen wieder in ihr erwachen. Sie würde bei uns nicht vergnügt sein. Es würde ihr da nicht gefallen; sie würde vielleicht bald allerlei Versuche machen,

in unserm Hause eine andere Ordnung einzuführen oder vielmehr Unordnungen anzurichten. Ich weiß zur Stunde wahrhaftig nicht, was wir mit ihr anfangen sollen."

Jetzt wurde Mathilde hinausgerufen, erst nach einer Stunde kam sie wieder herein. „Nun," sagte sie, „tritt, wie ich denke, der liebe Gott in das Mittel. Eben vorhin kam die kleine Eulalia mit weinenden Augen, und sagte, ihre Mutter sei plötzlich sehr krank geworden. Ich ging unverzüglich zu ihr, und fand die Krankheit gefährlich. Ich befahl, morgen vor Anbruch des Tages den Arzt zu rufen. Wir wollen hören, was er sagt. So viel ist indeß gewiß: In die Stadt können wir sie für jetzt nicht mitnehmen, ja sie kaum hieher in das Schloß bringen."

Der Arzt kam, sah sie, und sagte, als er in das Schloß zurück kam: „Sie lebt keine drei Wochen mehr."

„Ach," rief Mathilde, „so jung soll sie schon sterben! Aber wie kann es anders sein, da sie schon Jahre her so Vieles auszustehen hatte!"

„Das, was sie ausstand, ist das Wenigste," sprach der Arzt; „sondern ihre unordentliche Lebensart, die Treibjagd nach Vergnügungen, ihre Tanzwuth, mit der sie auf Bällen manche Nacht durchraste, zerrütteten ihre Gesundheit. Sie litt schon vor einigen Jahren an einem trockenen Husten, der mir gar nicht gefiel. Sie hatte eine Anlage zur Auszehrung. Hunger und Kummer, Mangel an erforderlicher Verpflegung, die große Anstrengung bei der Krankheit ihrer Mutter, der Schmerz über deren Tod haben freilich das Zunehmen des Uebels beschleunigt. Indeß trifft jetzt zu, was ich ihr schon damals, als sie noch gesund war, über ihre übertriebene Tanzlust gesagt habe: „Diese Galoppaden ziehen den Tänzern und Tänzerinnen die galoppirende Schwindsucht zu."

Wilhelmine wurde mit jedem Tage zusehends schwächer. Sie bat Mathilde, die ihr eine liebevolle Krankenwärterin war, mehrmal mit heißen Thränen um Verzeihung, empfahl ihr die trostlose Eulalia und starb, ehe vierzehn Tage vergingen. Ihre Leiche wurde auf dem Gottes-

acker des Dorfes neben dem Grabe ihrer Mutter zur Erde bestattet.

Eduards Vater war es gewohnt, über Alles, was ihm im Leben vorkam, seine Betrachtungen zu machen. Er sagte zu seinem Sohne, als Beide von dem Leichenbegängnisse zurückkamen: „Ich hätte an Wilhelminens Grabe, als ich Mathilde so schmerzlich weinend an dem frisch aufgeworfenen Grabhügel stehen sah, eine kurze Leichenrede halten mögen. Ich würde ungefähr gesagt haben:

„In der Geschichte dieser zwei Schwestern sehen wir, wie in einem Spiegel, die Folgen einer schlechten wie einer guten Erziehung. Wilhelmine, die von ihrer Mutter schlecht erzogen wurde, ward ein eitler Zieraffe; jeder vernünftige Mensch hatte Mißfallen an ihr; sie machte ihren Mann unglücklich und sich selbst höchst elend. Von solcher verderblicher Erziehungsweise rührt der meiste Jammer her, der so viele Familien zerrüttet. Mathilde hat ihre erste Erziehung ihrer frommen Großmutter und dann ihrem guten Vater zu danken; was ihre Stiefmutter dazu beitrug — indem sie Mathilden

zu strengen Arbeiten und Hausgeschäften anhielt — war auch gut, wiewohl die Stiefmutter es eben nicht gut mit ihr meinte. Mathilde genießt nun der allgemeinen Achtung, beglückt ihren Mann und ihre Kinder, ist der Trost meiner alten Tage, und bei Allem, was sie thut, ist Segen. Die Erziehung muß besser werden. Frömmigkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit, Bescheidenheit, Genügsamkeit, brauchbare Kenntnisse anstatt eiteln Prunkens mit nutzlosem Wissen und eitlem Flitterstaat muß wieder an die Tagordnung kommen, wenn es wieder besser werden soll in der Welt. Gott gebe, daß es so werde!“

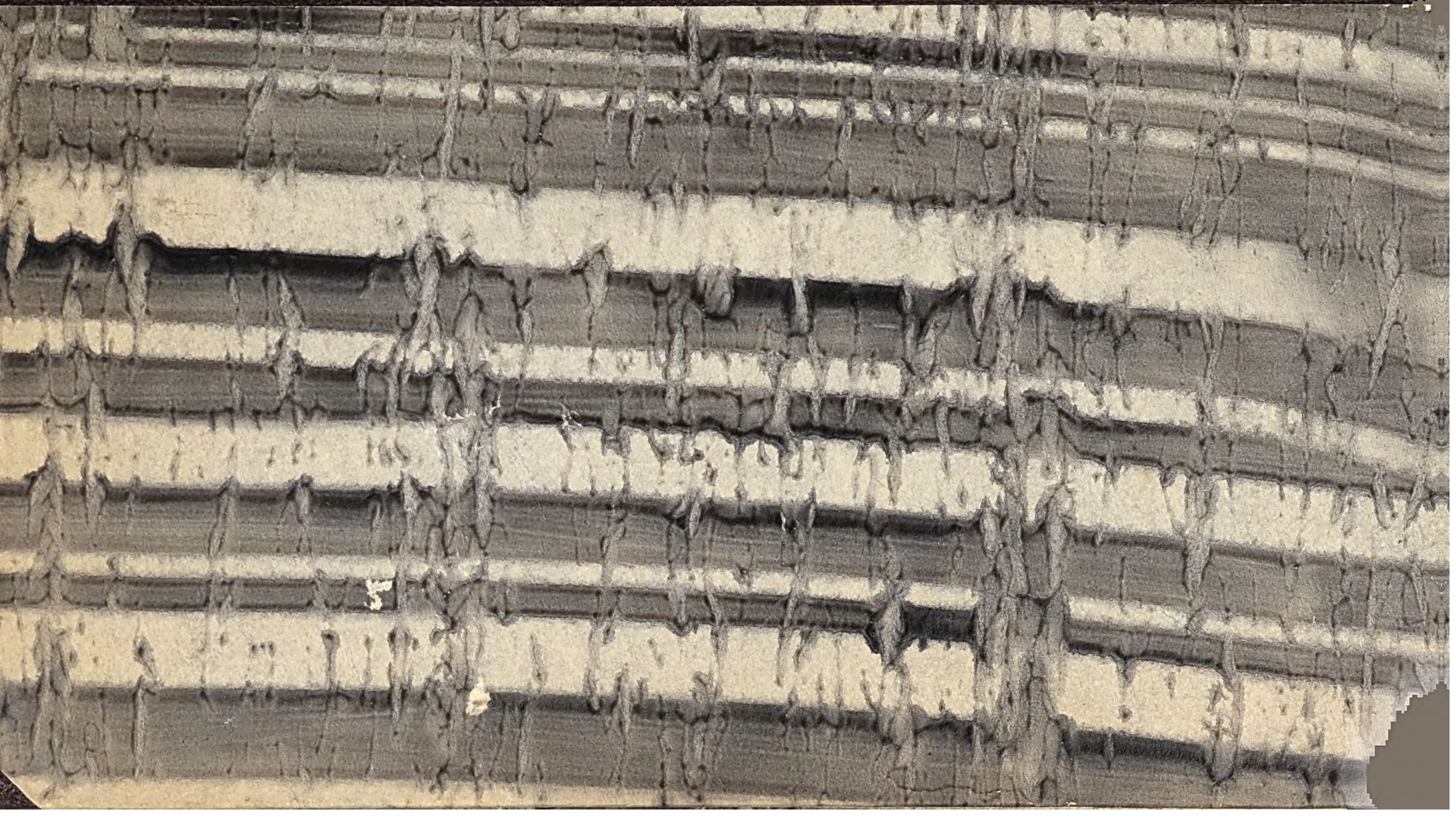
Inhalt.

	Seite
Vorrede	III
Erstes Kapitel. Der Vater	5
Zweites Kapitel. Die Nachbarin	13
Drittes Kapitel. Die Stiefmutter	19
Viertes Kapitel. Der Tod des Vaters	33
Fünftes Kapitel. Eine Wanderung	44
Sechstes Kapitel. Onkel und Tante	54
Siebentes Kapitel. Herr Fink	59
Achtes Kapitel. Eine Hochzeit	68
Neuntes Kapitel. Die Frau von Almen	76
Zehntes Kapitel. Die Frau von Hainburg	85
Elftes Kapitel. Die Kranke	100
Zwölftes Kapitel. Das Wiedererkennen	119

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

L 5

Schmid



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schwestern Erzählung

Regensburg 1871
Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 260
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279511-7